

Beiträge
zur
Beförderung
der
Menschenkenntniß,
besonders
in
Rücksicht unsrer moralischen Natur.

Herausgegeben
von
C. F. Poßels.

Zweites Stück.

Berlin, 1789.
bei Friedrich Vieweg dem ältern.

92.545

II

Vorrede des Herausgebers.

Unter den französischen Prosaisten des vorigen Jahrhunderts verdient Saint-Evremond vorzüglich gelesen zu werden, da er sich durch seine große, aus eigenen Erfahrungen geschöpfte Welt- und Menschenkenntniß; durch die Feinheit und Richtigkeit seiner moralischen Begriffe; durch einen oft sehr glücklich gewählten Nachdruck des Styls, und durch die

seltene Gabe, die geheimsten Falten des menschlichen Herzens dem Auge lebhaft und anschauend darzustellen, vor vielen andern Moralphilosophen sehr merklich auszeichnet. Fast alle seine Schriften verrathen einen scharfsinnigen Denker, der nicht bei der Oberfläche der Gegenstände stehen blieb, einen unermüdeten Menschenbeobachter, und was dem Ausdrucke seiner Gedanken und Empfindungen oft den angenehmsten Reiz giebt, einen Mann, der von der wärmsten Liebe zur Tugend und Religion befeelt wurde. Dieß wird man auch in der vortreflichen Abhandlung über Freundschaft und Liebe bestätigt finden, wovon hier eine deutsche Uebersetzung geliefert wird; eine Abhandlung, die lange noch nicht so bekannt zu seyn scheint, als sie es würf.

würklich verdient. Sollte das Publicum diese Abhandlung mit Vergnügen lesen, woran ich nicht zweifle; so sollen von Zeit zu Zeit zum Theil noch interessantere Abhandlungen dieses feinen Kopfs in diesen Beiträgen geliefert werden.

Ueber die folgenden Abhandlungen dieses 2ten Stücks habe ich nichts weiter zu sagen, als daß die Anmerkungen unter dem Aufsatz von Montaigne, worunter nicht: Anmerkung des Uebersetzers, steht, dem Herrn Coste gehören, welcher bekanntlich die Versuche des Montaigne mehrmals herausgegeben, und sich um die größere Bekanntmachung dieses originellen Schriftstellers die wichtigsten Verdienste erworben hat. Ich habe die Anmerkungen des Herrn Coste darum nicht weglassen

wollen und weglassen können, weil sie manche Stellen des Montaigne, der wahrlich nicht zu den leichtesten Schriftstellern gehört, ganz vortreflich erläutern; ob ich gleich dafür halte, daß die Antagonisten von Anmerkungen und Noten dieselben dem Herrn Coste, und mir gern geschenkt haben würden.

Ich erkenne übrigens die gütige öffentliche Aufnahme meiner Beiträge mit dem lebhaftesten Danke, und werde bei der Fortsetzung derselben die Winke nicht ungenutzt lassen, welche mir von einigen vortreflichen Männern gegeben worden sind.

Inhalt
des
zweiten Stücks.

I.

Ueber Freundschaft und Liebe. Von Saint-
Evremont. Seite 1

II.

Ueber die oft ungleichartigen Eindrücke des
Mitleidens und Erstaunens auf die mensch-
liche Seele. Von Montaigne. 57

III.

III.

- D. Hume's Versuch über Aberglauben und Schwärmerei. / S. 77

IV.

- Locke's Abhandlung über die angeborenen praktischen Grundwahrheiten. 91
-

I.

U e b e r

Freundschaft und Liebe.

V o n

S a i n t - E v r e m o n t .

(S. 1ster Band, S. 309. ff. der Pariser Ausgabe
in kl. 8. vom Jahr 1697.)

U

Der

Der Grundsatz: Daß man die Pflichten der Hochachtung und Dankbarkeit gegen seine Freunde nie aus den Augen setzen dürfe, wird allgemein gebilligt. Der schwächste und beständigste Freund, der Dankbare und Undankbare reden die nehmliche Sprache; demohnerachtet aber giebt es wenige, die das, was sie sagen, in Ausübung bringen. — Kommt es auf ein bloßes Räsonniren über die Erkenntlichkeit einer Wohlthat an; so werden tausend Leute über die Reden eines Seneca sehr fein zu urtheilen wissen; — ist die Frage aber die: ob man sich gegen den Wohlthäter wirklich dankbar erweisen solle; so gesteht keiner die Schuld und den Werth der Wohlthat geradezu ein. Der, welcher gegeben hat, vergrößert die Gegenstände; der, welcher empfing, verkleinert

nerst sie. — Die Welt ist voll von prahlenden und heuchlerischen Freunden. —

Uebrigens ist's wohl nicht zu läugnen, daß die Freundschaft in einer Art von Handelsgeschäfte besteht. Das Gewerbe desselben muß freilich ehrlich seyn; aber es bleibt endlich doch immer ein Gewerbe. Der, welcher das Meiste dazu beigetragen hat, muß auch das Meiste wieder davon ziehen. Es ist nicht erlaubt, dasselbe vor geschehener Rechnung zu brechen: — aber wo findet man Leute, die bei der Rechnung mit Ehrlichkeit zu Werke gehen, und nicht das kleinste Mißvergnügen in die Waagschale legen, um einem Dienste von größtem Werthe entgegen zu wägen.

Jeder rühmt sein eigenes Herz. Dieß ist eine modische Eitelkeit. Man erröthet nicht mehr darüber, und jeder bildet sich danach eine Regel der Dankbarkeit, die für ihn selbst zwar stets bequem; für seine Freunde aber immer sehr unbequem ist. Tacitus giebt uns den Grund hiervon an; — weil unsre Erkennlichkeit auf unsre Kosten; hingegen die andrer Menschen zu unserm Vortheil ausgeübt wird.

Der,

Der, welcher Gutes thut, weil er sich dazu verbunden glaubt, thut es fast immer auf eine unangenehme Art. Er betrachtet seine Schuldigkeit wie einen verdrüßlichen Herrendienst. Er sucht Gelegenheit, sich davon los zu machen, und ein Joch abzuschütteln, welches er nur mit Verdruß trägt.

Daher kommt es denn, daß die Dienste dieser Leute, ich weiß nicht was, Nachlässiges an sich haben, welches den Wohlthaten, die sie uns erweisen, allen ihren Reiz nimmt. Müßtet ihr dabei vor Schaam sterben; so seyd ihr doch genöthigt, ihnen alle eure Bedürfnisse vorzuzählen, — und zwar mehr, als einmahl vorzuzählen, wenn sie euch verstehen sollen. Man muß sie beständig durch das Interesse ihres eigenen Ruhms antreiben, und ihnen alle Wege bahnen. Ihr Herz befindet sich stets in einer Art von Schlassucht. Schüttelt sie, — sie erwachen auf einen Augenblick, und geben einige Zeichen des Lebens von sich; sagt ihnen nichts mehr, — und sie sinken in ihren vorigen Zustand zurück.

Hingegen zeichnen sich die Dienste wahrer Freunde durch eine ich weiß nicht welche Lebhaftig-

keit und Entschlossenheit aus, welche stets unsern Bedürfnissen und unsern Wünschen selbst zuvorkommt. Alles finden sie leicht, und man ist oft genöthigt, sie zurückzuhalten, und das Feuer zu mäßigen, welches sie zum Wohlthun antreibt. Sie gehören zu denjenigen Menschen, von denen man mit Wahrheit sagen kann, daß sie den Tag für verlohren halten, an welchem sie nichts für ihre Freunde gethan haben.

Die Ehre, welche sich unter dem Namen der Freundschaft verbirgt, ist nichts anders, als — Eigenliebe, die sich gleichsam in der Person, der sie zu dienen scheint, selbst dient. Derjenige Freund, welcher bloß aus diesem Bewegungsgrund handelt, strebt nur in dem Maasse, andern Gutes zu thun, als ihn die Sorgfalt für seinen Ruhm leitet. Er wird sich ganz kurz fassen, sobald er keine Zuschauer mehr um sich hat. — Er ist ein Prahler, welcher erst umherschaut, ob man ihn auch bemerkt; ein Heuchler, welcher Wohlthaten mit Verdruß giebt, und der Gottheit diesen Tribut nur, um die Menschen zu betrügen, zollt.

Es giebt noch eine andere Art Freunde, welche keine andere Absicht, als sich zu befriedigen

digen

digen haben. Dieses Gesetz, welches sie ihrem Herzen auflegen, macht sie treu und wohlthätig; — aber alle ihre Handlungen werden von einer so gezwungenen Regelmäßigkeit begleitet, daß diejenigen, welche sie verpflichteten, darüber in Verlegenheit gerathen. Bei ihnen geschieht alles nach Maas und Gewicht. Wehe dem, der ihrer Dienste bedarf, wenn sie ihre Schuldigkeit erfüllt zu haben glauben.

Wenn sie sich übrigens nur nichts vorzuwerfen haben, so rührt sie das Unglück anderer nicht; im Gegentheil würden sie es nicht einmal gern sehen, wenn es sobald vorübergehen sollte. Sie suchen es sogar bisweilen zu verlängern, um sich hinterher Ehre dadurch zu erwerben. Sie wünschen sich Glück, sie triumphiren heimlich über eine Mißgeschick, welches ihnen Gelegenheit, sich auszuzeichnen, giebt. — Anstatt die wirksamsten Mittel zu eurer Hilfe zu wählen, suchen sie, um sich Beifall zu erwerben, die glänzendsten auf. Sie schreiten stets mit großem Geschrei einher, und betrachten überhaupt ihre Freunde als Opfer, welche ihrem Ruhme geheiligt sind. In der That lieben diese Menschen keinen andern, als sich

selbst, und da sie keinen Vorwurf zu verdienen glauben; so kann man auch dafür halten, daß sie keine Erkenntlichkeit verdienen.

Ihr sehet andere ihr Leben in Gebräuchen der Höflichkeit und des äußern Anstandes zubringen. Sie erlassen euch keine Ceremonie. Sie sind die ersten, welche euch bei dem Tode eures Vaters die Trauervisite geben, oder ihre Dienste sogleich anbieten, wenn man den Degen gezogen hat. Ist die Gefahr vorüber; so legen sie sich bei euch in Garnison, und verlassen euch so wenig, als euer Schatten. — Uebrigens sind sie immerwährende Sklaven einer ängstlichen Behutsamkeit, große Bewunderer ihrer eigenen Tugend, und Plagegeister ihrer selbst und anderer, die ihnen Verbindlichkeiten schuldig sind.

Man muß gestehen, daß eine freie Seele durch einen solchen Zwang äußerst einschränkt wird. Es giebt keine einzige Wohlthat, welche man nicht zu theuer für einen solchen Preis erkaufte, und — kein größres Unglück, als auf eine solche Art bedient zu werden. — Lieben, weil man lieben muß, ist keine Liebe.

Wenn

Wenn itzzwischen die Freundschaften, die bloß durch Ehre und Schuldigkeit angefeuert werden, etwas ich weiß nicht was Nachlässiges und Verdrüßliches an sich haben; so sind doch auch auf der andern Seite diejenigen, welche aus einer Aehnlichkeit der Gemüther und gemeinschaftlichen Vergnügungen entspringen, sehr der Veränderung unterworfen.

Da man oft schon seiner selbst überdrüssig wird; so ist's noch leichter, daß es uns andere werden müssen. Das Ende unsrer Freundschaft hängt weniger von unserm Willen, als ihr Anfang ab. — Es giebt keine so vollkommene Sympathie, welche nicht mit etwas Widerlichem vermischt seyn sollte; kein Vergnügen, welches bei einer beständigen Vertraulichkeit die Probe hält. Die schönsten Leidenschaften werden lächerlich, wenn sie veralten. Die stärksten Freundschaften werden mit der Zeit schwächer; — jeder Tag macht einen neuen Riß in dieselben. Man will gleich anfangs zu geschwind gehen, so daß man schon auf dem halben Wege keinen Othem mehr hat. Man ermüdet sich und andere. —

Es ist, wenn man es genau erwägt, sagt ein flüchtig denkender Freund, eine sehr ermüdende Sache, einer und eben derselben Person lebenslang seine Liebe zu versichern. Nichts gleicht dem Ekel, welchen eine zu lange daurende Leidenschaft hervorbringt. Man wird sich vergeblich bemühen, seinen Ueberdruß zu verbergen, vergeblich den thätigen Mann spielen, um den vorigen Umgang zu unterhalten. Die Briefe werden trocken, — die Unterhaltung matt, — der Liebhaber fängt an zu gähnen, — das Frauenzimmer zählt alle Augenblicke, — und jeder sieht sich endlich dahin gebracht, vom Regen oder schönen Wetter zu reden. Es giebt bei der Liebe keinen so schönen Geist, der sich nicht erschöpfen sollte. Das edelste Herz wird endlich der Freundschaft überdrüssig; der Geschmack an den vortreflichsten Gegenständen ändert sich, ehe sich die Gegenstände selbst geändert haben.

Wenn das Interesse unsrer Vergnügungen allein die Bande der Freundschaft knüpft; so können es Abwesenheit, Geschäfte und Kümernisse des Lebens sehr leicht aufheben, oder wenigstens nach und nach auflösen. Die neuen
ange-

angenehmen Empfindungen, welche man mit neuen Freunden genießt, löschen das Andenken an die Vergangenen aus. Die ersten Freuden einer jeden Verbindung haben ich weiß nicht etwas Anziehendes bei sich, welches ein Verlangen, eine Lust, sich noch tiefer einzulassen, hervorbringt. — Sobald jene Verbindungen aber fester zu werden anfangen, arten sie in Ueberdruß aus.

Hierin liegt ein Grund, warum man Leuten wegen ihrer Veränderlichkeit nicht gerade zu den Vorwurf eines großen Verbrechens machen kann. Es hängt von gewissen Menschen eben so wenig, zu lieben, oder nicht zu lieben, ab, so wenig, gesund, oder nicht gesund zu seyn, in ihrer Gewalt steht. Alles, was man vernünftiger Weise von leichtsinnigen Leuten fodern kann, ist dieß, daß sie ihre Veränderlichkeit nur aufrichtig gestehen, und mit ihrer Unbeständigkeit keine Berrätherei verbinden. —

Denn es geschiehet nur zu oft, daß die festesten Freundschaften und die engsten Vertraulichkeiten unmerklich erschlaffen. Oft haben wir Unrecht, uns über Undankbarkeit zu beschweren,

schweren, und diejenigen zu tadeln, welche uns verlassen. Wir sind bisweilen sehr zufrieden, daß sie uns ein Beispiel der Veränderlichkeit geben. Wir fangen an mit ihnen zu zanken, und geben uns denn das Ansehn, als ob man uns sehr aufgebracht hätte, damit wir nur einen Vorwand, uns in Freiheit zu setzen, bekommen; — aber wenn wir auch wirklich gereizt, aufgebracht waren, wer hat das Recht, zu urtheilen, ob die Schuld an ihnen, oder an uns lag? Das, was wir ein Verbrechen des Herzens nennen, ist sehr oft nur ein Fehler der Natur. Die Gottheit wollte nicht, daß wir, um immer liebenswürdig zu seyn, vollkommen genug seyn sollten; — warum wollten wir denn immer verlangen, geliebt zu werden?

Wir gaben uns beim Anfange einer neuen Bekanntschaft ohne Zweifel mehr Mühe, unsre Unvollkommenheiten zu verbergen. Unsere Gefälligkeiten vertraten die Stelle des größten Verdienstes; — wir trugen noch die Reize der Neuyheit an uns, und diese Reize gleichen einer gewissen Frische, welche der Thau über die Furchte verbreitet. Wenige Hände sind so
 ger

geschickt, die Früchte zu brechen, ohne den kühlen Thau daran zu vertuschen.

Es ist daher wohl nicht zu läugnen, daß edle Menschen selbst bei den stärksten freundschaftlichen Verbindungen an sich Zwischenräume der Trägheit und Erschlaftheit wahrnehmen, deren Ursache sie nicht immer anzugeben im Stande sind. Diese Erschlaftheit nimmt bis zum gänzlichen Ersterben der Freundschaft immer zu, wenn sie nicht aufgehalten, und von der Ehre unterstützt wird.

Die Ehre ist, welche alsdann die Fehler des Herzens bisweilen zu verstecken sucht, die Rolle der Zärtlichkeit spielt, und den Schein (einer Veränderlichkeit,) auf einige Zeit vermeidet, bis die Zuneigung der Herzen wieder aufwacht, und ihre erste Stärke wieder annimmt.

Ich verstehe hier nicht jene formelle und umständliche Ehre, welche uns durch ihre Regeln und Grimassen zur Last wird, welche den Unglücklichen alles, bis auf den Vorwand, sich zu beklagen, nimmt, und deren Tyrannei oft unerträglicher, als die Untreue selbst ist. — Ich rede von einer richtigen Vernunft, welche sich, so viel sie kann, mit den Unvollkommenheiten

heiten verträgt; eine Feindin alles gezwungenen Wesens ist, — welche nach dem Guten um sein selbst willen, und entfernt von allen Umwegen der Eigenliebe strebt, welche stets Vergnügen zu verbreiten bereit ist; nie hierin genug gethan zu haben glaubt; sich selbst keinen Beifall zuwinkt, und auch nicht nach dem Beifall der Welt hascht.

Es ist also wohl ausgemacht, daß jene beiden Eigenschaften sich einander nothwendig sind, und daß, wenn auf der einen Seite die Ehre ohne Freundschaft nichts angenehmes besitzt, die Freundschaft auf der andern Seite immer sehr unsicher bleibt, wenn sie nicht von der Ehre unterstützt wird.

Folgende vortrefliche Abhandlung des Saint-Evremond, welche er: *Les charmes de l'amitié* überschrieben hat, kann als eine Fortsetzung der vorhergehenden angesehen werden, und befindet sich im 2. Bande der angeführten Ausgabe Seite 178. ff. Hier ist sie, nebst ihrem merkwürdigen Vorbericht, dessen beigemischte Verse sich besser unübersetzt lesen lassen.

Die Freundschaft ist unter allen Verbindungen diejenige welche vorzüglich Treue und Glauben erfordert; ihn aber doch gewöhnlich am wenigsten hat. Da die Größe der Seele nicht mehr viel Beifall findet; so vergiebt man sich auch die Treulosigkeit sehr leicht, und da nach der Meinung eines schönen Geistes die Tugenden selbst nichts anders, als verhüllte Laster sind; so bestehen die Freundschaften, die wir selbst für die stärksten halten, auch nur in einem überein-

eingekommenen Interesse, oder in einer schonenden Rache. Die ganze Welt befindet sich bei dieser Art zu handeln so wohl, daß man sich durchaus keines bessern belehren will, aus Furcht, daß man alsdenn sein Herz der vernünftigen Leitung des Verstandes unterwerfen müsse. Welche Schritte die Vernunft auch thun mag, um uns zur Ehrbarkeit und Aneignung zu leiten; so wird doch immer die Eigenliebe, die listiger und gewandter, als die Vernunft ist, uns auf unsern Vortheil zurückführen, — und die Schwäche, nichts Großes thun zu wollen, wenn wir kein Beispiel vor uns sehen, führt uns leicht zu der Sittenverderbniß zurück, wovon es so viele Exempel giebt.

Vivons, disent les gens, qu'on nomme du bel air,
 Comme vivent les autres hommes;
 Sans nous embarrasser dans le siecle où nous
 sommes,
 De nous vouloir tirer de pair,
 Par les empressements d'une ardeur sans seconde,
 Endormons avec art nos plus tiers ennemis;
 Quand on peche avec tout le monde
 Les crimes deviennent permis,

La raison est aveugle où l'exemple s'explique ;
 Qui veut trop l'écouter, n'est pas bon politique,
 Il faut fuir ses conseils, s'ils ne font de faison,
 Elle est comme la loy, sa puissance est muette,
 Et comme un Juge aux loix doit servir d'interprete ;
 L'usage doit toûjours corriger la raison.

Giebt es wohl etwas Verkehrteres in der Welt, als daß die Gewohnheit für die Vernunft eben das seyn soll, was der Richter für das Gesetz ist? Verändert sich denn etwa dieses Licht, welches uns, das Gute und Böse zu unterscheiden, gegeben ist, wie eine Landesverordnung? Wenn die Kunst solche Gesetze gegen die Natur geben kann, so müssen wir ehrlich gestehen, daß es uns gar nicht mehr um die Tugend zu thun ist; daß wir viel zu schlaff, viel zu sehr Sklaven sind, um uns in Freiheit setzen zu können, und daß wir unsern Irrthum zu sehr lieben, als daß wir ein Mittel dagegen wünschen sollten. Da übrigens der ganze Fehler an dem — Willen liegt; so kann man sich auch nicht heilen, ohne es zu wollen.

Ce n'est pas même assez de vouloir foiblement
La détail d'un art qui paroît si charmant.
L'opiniâtre erreur des communes maximes
Nous conduit aisément des vertus jusqu'aux
crimes;

Et quand de leurs appas le coeur est combattu
Comme tout son penchant vers ses erreurs le mene
Ces foibles volontés, qu'on soutient avec peine
Ne font point revenir du crime à la vertu.

Wenn ich ein theatralisches Stück zu verfertigen gehabt hätte, worin ich die Charaktere gewisser Leute unseres Zeitalters zu schildern verbunden gewesen wäre; so würde ich mittelst des Verstandes die Begriffe von Untreue aufgesucht haben, die mein Herz nicht kennt; ich würde meiner natürlichen Art zu denken eine andre Gestalt gegeben, sie mehr nach der Mode geformt, und mich nicht den Empfindungen überlassen haben, welche mein Herz meiner Feder eingestößt hat, ohne daß die Kunst selbst den geringsten Theil daran nahm; — aber es würde demjenigen vielleicht nicht wohl anstehen, der den Menschen nicht gerade zu gefallen sucht, an allen ihren Ideen Theil zu nehmen, allen ihren Irthümern zu schmeicheln, und ein Beräther

räther an seinen eigenen Empfindungen und Gesinnungen zu werden!

Ich weiß wohl, daß man mich einer ähnlichen Eitelkeit, wie den Cicero, beschuldigen werde, nemlich daß ich mich als das Muster eines wahrhaften Freundes aufstellen wolle, eben so wie sich Cicero für einen vollkommenen Redner und Plato für das Muster eines Politikers ausgab; — aber wenn mir die Ehre am Herzen liegt; so würde ich mich für meine unordentliche Eigenliebe billig selbst bestrafen, und wenn ich deshalb keine Schmeicheleien bekomme; so werde ich mich vor dem wenig fürchten, was mir bei schlecht aufgeklärten Critikern schaden könnte. Ich darf mich gar nicht wundern, wenn dieser kleine böse Traktat das Schicksal so vieler guten Schriften hat. Die Hochachtung kommt bisweilen von Menschen her, von denen sie zu empfangen, es eben nicht sehr ehrenvoll und rühmlich ist. Da alle Menschen Kopf zu haben glauben; so will auch ein jeder seinen eigenen Geschmack haben. Fehlt es an einem gründlichen Verstande, um nach eigenen Einsichten urtheilen zu können; so trägt man wenigstens die Meinungen anderer unter einer

boshafteu Verkleidung vor, — man verkleinert immer die gute Seite, um das Ansehen zu haben, daß man im Tadeln sehr genau sey, man bewirbt sich um die große Kunst, zu — schwätzen, kennt aber die des Schweigens nicht mehr. Der Ruhm eines Schriftstellers ist für die Leser selten wichtig genug, um sie zum Schweigen zu bringen.

Ich will mir durch diese Klagen weder Lobeserhebungen erbetteln, noch auch einer richtigen Critik auszuweichen suchen. Mein Buch kann nichts taugen, ob es mir gleich nicht schlecht vorgekommen ist, und das Interesse meiner Zärtlichkeit, oder der Eigensinn meines Geschmacks haben mir große Fehler daran verhüllen können, die aufgeklärtere und für meine Werke weniger eingenommene Leute viel besser, als ich, sehen werden. Daß, was mich bei diesem Mißgeschick trösten wird, ist, daß ich nicht strafbarer als diejenigen seyn werde, welche den Handel durch falsche Münzen, die sie für ächt halten, in Unordnung bringen, ob sie gleich wirklich falsch sind, und ich werde den Vorwurf immer eher ertragen können, daß es mir an gehöriger Selbstbeurtheilung, als daß es mir

mir an Liebe fürs Publikum gefehlt habe. Die galanten Frauenzimmer werden vielleicht an der Art und Weise, sie anzugreifen, viel zu tadeln finden, und die ehrbaren Damen werden mich ohnfehlbar beschuldigen, daß ich mich zu allgemein ausgedrückt hätte,

Les unes sans raison prennent droit de se plaindre,
De tout ce que je dis que peuvent - elles craindre ?
Je leur fais peu de tort, quand j'ose publier
Ce qu'elles font connoître avec des soins extrêmes
Sans qu'on prenne avec Art le soin de les tirer.

Wie dem auch seyn mag, wenn auch mein Buch die einen oder die andern beleidigen sollte; so ist dies eben so viel, als wenn ich ihnen eine Ehrenerklärung gäbe; — oder wenn das, was ich sage, ihnen nicht mißfallen kann; so ist es eine Art Unterricht, den ich ihnen mittheile. Wenn ich von meinem Verfahren keinen Grund angäbe; so könnten gewisse argwöhnische Leute glauben, daß ich bloß deswegen wider die Galanterie rede, weil ich sie selbst nicht mehr zu treiben wage, — gerade so wie sich schlechte Autoren über ihr Zeitalter beschwerten, wenn es ihnen durchaus keine Gunstbezeugungen mehr

erwiese; — und die Neigung der Menschen, daß der Verstellung und Heuchelei, oder der Verzweiflung zuzuschreiben, was sie nicht andern Lastern beimessen können, könnte denn wohl leicht Muthmaßungen ohne Einsicht und Billigkeit hervorbringen. Diese Sorgfalt, mich zu rechtfertigen, wird mich nicht hindern, die Winke einer lautern Critik zu befolgen. Ich werde das von meinen Ideen und meinem Styl wieder absondern, was nicht gefallen hat, und werde viel lieber und freiwillig denen nachgeben, die mich beurtheilen können, als mit Eigensinn Meinungen beibehalten, die ich zu behaupten kein Recht habe.

Unser Zeitalter ist nicht im Stande sich durch Ehrbarkeit, und durch ein reifes Nachdenken über seine zügellosen Sitten, zu heilen. Das würde die Ausübung der Freundschaft übel empfehlen, was der heutige Wohlstand davon erweist, und Moral und Natur würden den Menschen unnütz geworden seyn, wenn sie ihre Prin-

Prinzipien nicht auf Freude und Vergnügen gegründet hätten.¹ Der Mensch will vermöge seiner Natur glücklich seyn; aber er weiß es nicht zu werden. Er irrt sich zwar fast niemals in dem Grundsatz: daß das, was man liebt, kein wahrhaftes Glück gewähre, wenn es nicht mit der Tugend harmonirt; aber er irrt sich in der Anwendung, und bildet sich, um seine Neigungen beständig mit seiner Idee von Glückseligkeit zu vereinigen, den Privatgrundsatz: daß etwas nicht Tugend sey, wenn es mit dem, was wir lieben, streitet. Ich will hier gar nicht den Moralisten und Critiker über den Unterschied zwischen unserm Jahrhundert und ältern Zeiten machen. Ich weiß es wohl, daß die Sittenverderbniß immer so groß gewesen ist, als sie ist nur irgend seyn kann, daß man von jeher Ehebruch getrieben hat, daß die Unordnungen unsers Zeitalters nichts anders, als Copien vergangener sind; — aber ich beklage mich mit Recht darüber, daß man sich dem Strohme, ohne über das, was Billigkeit und Rechtlichkeit heißt, nachzudenken, überläßt und daß man so geffissentlich das Anständigste flieht, ohne doch zu untersuchen, ob es nicht gerade das Liebenswürdigste ist.

Obgleich die Herren des Hofes sich über die Feinheit der Vergnügungen entscheidend zu urtheilen, anmaßen, indem sie auf eine schiefe Art alle sanftern Reize der Freundschaft wegvornünfteln; so kann man doch von der ihrigen sagen, daß sie eine bloße — Comödie sey, weil sie in nichts, als — Geberden besteht; sagen, daß die Treulosen, welche die meiste Gewandheit besitzen, für die besten Freunde gehalten werden, und daß daselbst die schmeichelnde Untreue das Kennzeichen eines vollkommenen Hofmannes ist, — so wie die Unmöglichkeit, ein Verbrechen ins Licht zu setzen, für eine Probe der Unschuld gehalten wird. Die innere Harmonie der Herzen ist bei ihnen wie falsche Münze, und selbst als noch etwas ärgerß verschrienen; denn falsche Münze findet man nicht einmahl an einem Ort, wo die Verliebten mit Seufzern und Liebesbriefen, die jungen Abées mit Vergötterungen und die müßigen Marquis mit lächerlichen Umarmungen zu bezahlen pflegen. Kann man wohl ein unthätigeres, kraftloseres Leben, als dieses, führen, und erkaufen wir nicht die Achtsamkeit auf unser Interesse zu theuer, wenn sie uns so viele Nie-

Niederträchtigkeiten kostet! Das heißt in der That sich zu viel Gewalt anthun, um die An-
gelegenheiten seines Feindes zu zernichten, und
es kommt mir vor, als ob man ihm zu vielen
Vortheil über unser Herz einräumet, wenn man
die Freude desselben dem Verluste des Glücks
aufopfert.

Das nemliche Entgegenkommen der Freund-
schaft, welches die Klugheit und Vorsicht derer,
die wir nicht lieben, einzuschläfern dient, nimmt
die Farbe der Schmeichelei an, wenn man sich
dem Souverain nähert, und dieß ist, was die
Könige und ihre Lieblinge des süßesten Glücks
der menschlichen Gesellschaft beraubt. Sie ha-
ben so viele andere Ketten, als die des Verdien-
stes und die Zuneigung, um unsere Herzen
zu fesseln, daß man sich fast gar nicht darum
bekümmert, zu ihren Freunden zu gehören,
wenn man nur eine ihrer Creaturen ist. Die,
welche keine andere, als eigennützig und ehr-
geizige Absichten haben, suchen überdem nur
darum die Hochachtung des Fürsten gegen sich
zu vergrößern, — um ihr Glück zu machen,
und selbst diejenigen, welche edlere Gesinnun-
gen genug haben sollten, die Liebe des Fürsten

aus Herzensbedürfniß zu suchen, müssen sich die nemlichen Fesseln anlegen lassen, weil sie jene süße Vertraulichkeit, die aus Verbindung der Seelen entspringt, nicht erwerben dürfen, ob sie gleich darüber im Stillen seufzen, und das aus einem innern Antrieb thun, was die Schmeichler absichtlich verrichten. Eben so sieht man, daß diejenigen, welche sich am meisten einem glänzenden Glücke näherten, diejenigen sind, die sich auch vom Gegentheil am meisten entfernten. Da sie aber ihre Verbindlichkeit bloß von einem Glanze hernahmen, welcher verblendete; so verlihren sie auch ihren ganzen Eifer, wenn jener Glanz verfliegt; und ihre Freundschaft, welche durch nichts, als Pracht und äußeres Glück in Bewegung gesetzt worden ist, steigt und fällt denn auf die nemliche Art.

Der Drang der Liebe giebt eben so wohl der Freundschaft, als derjenige nach, welchen man für das Glück empfindet. Wenn der Anfang jener Leidenschaft tumultuarisch ist, so sind es ihre Fortschritte nicht weniger. Man muß sich für einen Verbrecher bekennen, wenn man seine Liebe erklären will; man muß Seufzer ausstoßen;

stoßen; muß dem Eigensinne und allen andern sonderbaren Grillen seiner Geliebten schmeicheln; muß sein Stillschweigen einen Monat vorher reden lassen, ehe man seinen Mund aufzuthun wagt; muß Eifersucht erregen, um zu erfahren, welche Fortschritte man bei dem geliebten Gegenstande bereits schon gemacht habe, muß selbst eifersüchtig seyn, oder sich auch nur so stellen, um seine Liebe dadurch an den Tag zu legen; man muß die Angelegenheiten seiner Nebenbuhler zernichten, den Zorn derer ertragen, die es nicht sind, — und nach allen diesen Fortschritten, die man gemacht hat, sieht man sich oft von einem neuen Ankömmling hintergangen, den das Ohngefähr herbei führt, und welchen die Sympathie zu lieben gebietet. Ich weiß es sehr wohl, daß diese Leidenschaft schönen Seelen zugeschrieben, und daß man keinen jungen für die Welt gebildeten Mann antreffen wird, der wenigstens nicht eine Kette getragen haben sollte. Wenn aber diese Regel einige Wahrheit hat, so gründet sie sich gewiß auf diese: daß man große Uebel kennen lernen müsse, um sie mit desto mehr Einsicht und Sorgfalt vermeiden zu können.

Die Freundschaft hat alles Süße und Un-
 genehme einer solchen zärtlichen Mittheilung,
 und keinen ihrer Fehler. Eine richtige Beur-
 theilungskraft flößt uns schon an sich ein Wohl-
 wollen gegen eine erkannte Rechtschaffenheit ein;
 aber dieß ist noch nicht selbst Freundschaft, son-
 dern die Ursach, welche sie hervorbringt; eben-
 so wie das Vergnügen, einen schönen Gegenstand
 zu sehen, eigentlich noch nicht Liebe ist; son-
 dern das Princip, welches sie hervorbringt.
 Diese erste Empfindung, welche wir für eine tu-
 gendhafte Person in uns wahrnehmen, macht,
 daß wir ihr Gutes wünschen; aber ihr Ein-
 druck ist dann noch nicht stark genug, daß wir
 auch die Leiden des andern mit uns theilen
 möchten, und da beinahe immer zwei Leidens-
 schaften, um uns von einer zärtlichen Liebe
 zu überzeugen, nöthig sind, nemlich die Freude,
 den geliebten Gegenstand zu sehn, und — der
 Schmerz, ihn nicht mehr zu sehen; so werden
 auch zwei Bewegungen des Herzens erfordert, um
 unsre Freundschaft an den Tag zu legen, nemlich
 der Antheil, welchen wir an dem Kummer un-
 sers Freundes nehmen wollen, und der Wunsch,
 daß er selbst an unserm Vergnügen Theil nehmen
 möge.

Die

Die Freundschaft hat, wie die Liebe, ich weiß nicht was für eine Annehmlichkeit. Die Annehmlichkeit der Liebe kommt den Grundsätzen des Geistes zuvor, und macht uns gegen sie taub, wenn sie die Liebe aufheben wollen. Diese Annehmlichkeit läßt uns die Fehler des geliebten Gegenstandes nur noch unter der Farbe der Tugend sehen; macht, daß wir den Leichtsinn der geliebten Person für ein angenehmes fröhliches Wesen, ihre Einfalt für Klugheit, ihre Uebereilung für Genie, oder auch ihre zu große Langsamkeit, ihr Phlegma für Vorsicht halten. Durch jene Annehmlichkeit der Liebe verführt, leihen wir dem Gesichte des Geliebten Züge der Schönheit, welche nur in unsrer Einbildung existiren. Wir entdecken an ihm Schönheiten des Genies, welche bloß aus unsrerer Liebe ihren Ursprung nehmen, und der Reiz dieser Leidenschaft schmeichelt uns selbst auf eine so angenehme Art, daß wir endlich den alten Gefangenen gleichen, welche ihre Ketten nicht mehr zerbrechen können. — Die Liebe läßt uns Seufzer hören, welche nicht für uns ausgestoßen wurden; sie verwickelt uns mit unsern Nebenbuhlern in Streitigkeiten, weil sie gegen

den

den geliebten Gegenstand eine ähnliche Zärtlichkeit an den Tag legen, und stellt uns die Kälte der geliebten Person bloß als eine weise Vorsicht dar, wodurch sie eine Liebe ohne Gefahr erzeugen, und ohne viel äußeres Aufsehn annehmen will.

Daß, ich weiß nicht, was der Freundschaft, ist vielmehr mit der gesunden Vernunft vergesellschaftet, als — die Liebe, weil wir im erstern Fall gewöhnlich mit mehrerer Ruhe handeln. Die Freundschaft läßt uns Zeit und Muße, einen richtigen Unterschied zu treffen, und erlaubt uns selbst eine sorgfältige Untersuchung anzustellen, ob auch diejenigen, welche wir lieben wollen, die gehörigen Eigenschaften zu einer zärtlichen Verbindung haben, und es ist ausgemacht, daß dieses vernünftige Nachdenken, welches bei der Liebe stets der Gewalt des Herzens nachgiebt, in der Freundschaft über die Neigung herrschen wird, wenn wir nur uninteressirte und von der Schmeichelei entfernte Gesinnungen haben. Man muß daher die Zärtlichkeit des Herzens nicht zu einer gemeinen Sache machen; man lerne sich erst kennen, und lasse sich kennen, ehe wir lieben und geliebt werden, und nachher,

wenn

wenn wir nach geschlossener Verbindung mit dem zu wählenden Gegenstande über alles eine genaue Ueberlegung anstellen dürfen; so nehme man sich doch noch Zeit, über die Wahl nachzudenken, welche wir machen sollten.

Die gegenseitige Hochachtung zweier Freunde ist immer das erste Band, welches ihre Herzen mit einander vereinen muß. Es hält schwer, eine feste Verbindung mit jemanden einzugehen, wenn wir bei dem Gegenstande unsrer Freundschaft keine liebenswürdigen Eigenschaften wahrgenommen haben; — und wenn wir auch bisweilen aus Vorliebe dem Hange unseres Herzens auf gut Glück nachgeben sollten; so werden wir es doch von seiner eigensinnigen Ueber-eilung wieder zurückbringen, wenn wir mit Einsicht und Nachdenken zu wählen anfangen. Die Hochachtung und Ehrerbietigkeit entsteht aus jener gegenseitigen Werthschätzung, welche man seinen Freunden zu erzeigen sucht. Wir nehmen ihre Lehren und Raths schläge wie Gesetze auf, wenn wir von ihrer Treue so sehr überzeugt sind, daß wir keinen Betrug von ihnen befürchten, und wenn wir sie für klug genug hielten, als daß sie sich selbst betrügen sollten.

sollten. Wir nehmen an allen ihren Streitigkeiten einen desto gerechtern und wärmern Antheil, je mehr wir überzeugt sind, daß sie weder etwas Ungerechtes vertheidigen, noch einen ungerechten Ausfall thun werden. Wenn sich auch gleich bisweilen das Herz gegen die Rechte der Freundschaft empöret; so pflegt doch die Hochachtung, welche durch eine ziemlich lange Gewohnheit in uns entstanden ist, die Vernunft so zu leiten, daß sie sich des Herzens wieder bemächtigen kann. Der Mangel dieser gegenseitigen Hochachtung macht die Freundschaft ehrgeiziger Leute so schwach, wie ein Rohr. Sie sind nicht im Stande, jemanden werth zu schätzen, weil sie glauben, daß sie ihrem Verdienste allein den Weihrauch schuldig sind, den man ihrem Verstande streut, und wenn sie auch bisweilen verbunden sind, ihn bei andern anzuerkennen; so pflegt doch hieraus nichts anders als heimliche Eifersucht und andere schädliche Verwirrung zu entstehen. Dergleichen Leute gehören zu denjenigen, auf welche man bei der Wahl seiner Freunde keine andere Rücksicht zu nehmen hat, als daß man allen Umgang mit ihnen meidet, und man kann gewiß versichert

sichert seyn, daß alle Beweise ihrer Freundschaft keine andre Absicht haben, als um ihrer Eitelkeit durch unsre Zärtlichkeit Nahrung zu verschaffen. Eben deswegen würde ich wünschen, daß zwei Leute, die durch Herz, Verstand und Neigungen genau miteinander verbunden sind, auch zugleich die nemlichen Aemter haben möchten. Da es aber schwer halten würde, so verschiedene Verhältnisse, des Lebens miteinander zu vereinigen, und nur zwei schöne Seelen zu finden, die sich vollkommen einander ähnlich wären; so wird man doch oft einen angenehmen Ersatz gegen die Ungleichheit der Geburt, der Aemter und des Glücks in der Klugheit des Verstandes und der Zärtlichkeit des Herzens finden können.

Der, welchen das Schicksal gütiger behandelt hat, muß sich seiner empfangenen Vorzüge niemahls erinnern, als um sie seine Freunde vergessen zu machen. Er muß gleichsam durch Zuorkommen von der Stufe wieder herabsteigen, wohin ihn sein Glück gebracht hatte. Besitzt er nicht mehr Herablassung und Offenheit, als sein Freund; so wird die Schwäche des letztern nicht das Gegengewicht finden, welches

E

zur

zur Hervorbringung des Vertrauens nothwendig erfordert wird, und wenn er sich nicht durch die Leichtigkeit seines Umgangs eben so weit unter seinen Freund herabsetzt, als ihn die Natur durch sein Glück über seinen Freund erhebet hat; so wird man immer seinen Abstand von einander messen, und die Freundschaft wird in Verwirrung gerathen. Diese Pflicht läßt uns nun auch leicht einsehen, welch eine edle und große Seele ich zu einer freundschaftlichen Verbindung fodere. — Ich kann es nicht leiden, daß man sich gerade nützliche Leute aussucht, wenn man sich Freunde wählen will. Seneca hat sehr richtig bemerkt: Daß man sich alles gegen die Freundschaft erlauben kann, wenn man darin etwas anders, als die Freundschaft selbst zu finden verlangt hat. Wenn ich einen Freund zu besitzen wünsche; so will ich — ohne hier den Stoiker machen zu wollen, einen solchen Mann dazu haben, dessen Leben mir so theuer werden könne, daß ich stets bereit wäre, zur Erhaltung des seinigen, das meinige edelmüthig aufzuopfern; einen Mann, dessen Exilium mich so gut, wie ihn selbst verbannte; wel-

welcher mit mir wie mit seinem eigenen Gute schalten und walten könnte; welcher mit mir sein Glück eben so wohl, als seine Gesinnungen theilte, und der mich ganz außerordentlich zu verpflichten glaubte, wenn er die unangenehmen Folgen seines Fehlers, oder seines Unglücks mit mir theilte. —

Nach den Grundsätzen, welche ich hier festsetze, scheint mir das Raisonnement des Cælius im Cicero ein wenig zu bequem zu seyn.

„Ich kann, sagte dieser delikate Freund, den Tod des Scipio nicht beweinen, da die wahre Freundschaft unsre schwache Seite nirgends, als bei den Leiden der geliebten Person rühren darf. Scipio hat durch seinen Tod nichts verlohren. Die Ehre, welche er sich in der Welt erworben hat, hat jetzt eben durch einen rühmlichen Tod ihr glückliches Ziel erreicht. Die Römer stellten sich ihn nie anders, als einen großen Mann vor, — nun wird er in unsern Tempeln den Rang einer Gottheit bekommen, und unsre Mitbürger werden über seinen Tod eben so viel Thränen vergießen, als seine Tapferkeit unsern Feinden Thränen gekostet hat. Sein

Schicksal kann nicht schöner seyn, und da ich mehr, als er, durch diese unangenehme Entfernung verlohren habe; so würde man es leicht für ein vaterländisches Interesse, oder für Eigenliebe halten, (was doch bloß Freundschaft seyn sollte); wenn ich demjenigen Ehränen opfern wollte, welcher überall Weibrauch empfängt.“

So weit kann die Philosophie eines schönen Geistes gehen, dessen Herz nicht zärtlich genug geschaffen wurde! Es mag sich darnach richten, wer es will; — was mich betrifft; so erkläre ich gerade zu: daß ich den Tod meines Freundes — ohne mit so vieler Delikatesse nachzuträbeln, was man von mir deshalb denken dürfte — nicht anders als ein furchtsamer Verbrecher das Instrument seiner Bestrafung betrachten würde. Die Zeit, welche sonst alle Arten von Wunden heilt, würde die meinige niemahls zuschließen; die Vergnügungen, welche am Ende allen Kummer versüßen, würden in mir nur den Gedanken an jene verlohrene Seeligkeit verstärken, und alle dringende Bemühungen, die man anwenden würde, um mich wieder in meiner guten Laune zu sehen, würden auf meine Traurigkeit keinen

keinen größern Eindruck machen, als der Nummer, den ein guter Freund mit mir theilte, auf meine Erheiterung machen würde. Obgleich meine Freundschaft nicht auf einen zu erlangenden Vortheil sehen würde; so würde ich doch ein unendliches Interesse für alles das haben, was Zärtlichkeit in der Freundschaft heißt, und der Freund, welchen ich mir gewählt hätte, würde mir unangenehme Stunden verursachen, wenn er nicht gleichsam auf gemeinschaftliche Kosten lieben, und mit mir eine gleiche Gefälligkeit und Dienstfertigkeit selbst in Kleinigkeiten beobachten wollte.

Die Regelmäßigkeit des Geistes ist eine von den dauerhaftesten Stützen, die eine zärtliche Verbindung haben kann. Hierin liegt nun aber auch der Grund, warum junge Leute gemeinlich unfähig sind, sich zu einer wahren Freundschaft zu verbinden. Sie werden gewöhnlich von Leidenschaften beherrscht, welche alle Maaßregeln der Freundschaft aufheben, und da nach ihren verschiedenen Charakteren ihnen nichts, als eine verschrobene Feinheit des Geistes, oder ein ungestümes Wesen eigen ist; so fürchten sie sich vor den Rathschlägen eines

Freundes, welcher ihrem Eigensinne entgegen arbeiten und offen und ehrlich handeln wollte. Würde sich wohl ein junger Mensch, der auf Liebeshändel ausgeht, und vielleicht die Eroberung eines Frauenzimmers für eben so leicht, als den Zutritt zu ihr hielt, der Erfahrung eines Freundes anvertrauen, welcher ihm auf eine gescheute Art die Nichtigkeit seiner Entwürfe bemerklich machen würde. Die Frauenzimmer, welche behutsam sind, lassen ihren Liebhabern gemeinlich ein großes Feld vor sich sehen; — sie mögen nun aber entweder eine wirkliche Tugend zu beschützen haben, was bei einem so schwachen Geschlechte ziemlich selten ist; oder mögen nur überhaupt den Schein ihrer Pflicht zu erhalten suchen, welche freilich oft nur in so fern von ihrem Herzen gut geheissen wird — weil sie sie thun müssen; so hält es doch immer schwer, daß ein junger eigenwilliger Mann sich aus dem Labyrinth heraus wickelt, und daß er alle Umwege, alle Nebengänge und Ausflüchte desselben kennen lernt, wenn er sich nicht ehrlichen Freunden anvertraut, die mehr Einsicht von der Sache haben, und sich seiner ohne Interesse annehmen.

Daß,

Das, was junge Leute noch mehr von einer zärtlichen und dauerhaften Freundschaft zurückhält, besteht darin, daß sie gemeinlich vor der bloßen Idee der Tugend eine Abneigung haben. Dieses Wort erweckt in ihnen einen um so viel größern Abscheu, je mehr sie vom Gegentheil hingerissen werden, und da sie die Ernsthaftigkeit und Strenge der Tugend selbst für eine Folge des Alters halten; so glauben sie sich gleichsam Unrecht zu thun, wenn sie weise handeln und der Sinnlichkeit weniger als den Gesetzen der Vernunft folgen sollten; — daher es denn kommt, daß junge Leute ihre Freunde stets in ihre lasterhaften Neigungen zu verwickeln suchen. Wenn sie ja ihre Freunde um Rath fragen; so wollen sie eigentlich Beifall, nicht Belehrung erhalten, und wollen es durchaus nicht begreifen, daß man sich auf keine Art ihnen verbindlicher machen kann, als — wenn man ihren Neigungen nicht schmeichelt. Wenn sie aber ihre Freunde durch die armseligen Vergnügungen nicht verführen können, wodurch sie selbst verführt worden sind; so werden sie lieber aus Eigensinn die Zügellosigkeit ihrer Leidenschaften fortsetzen, als aus Zärtlichkeit für

andere der Freiheit, weiter zu fehlen, entsagen wollen. Gemeiniglich haben sie Kopf, und dieser gefällt vornehmlich denen, welche selbst keinen haben; was aber jenen Geist einer klugen Aufführung betrifft; welcher die Empfindungen und das Herz leitet, welcher über die Gespräche und das Stillschweigen herrscht, — den haben sie nicht, und wollen ihn auch nicht haben, und der Weihrauch, welchen man gemeiniglich dem Talent, Bonmots zu sagen, streut, macht daß sie den Vergnügungen andrer abgöttisch anhängen, und ihre Freunde sogar nicht selten einer zu hitzigen Redseligkeit aufopfern:

Welche Klugheit wird nicht erfordert, um alle dergleichen Klippen bei der Freundschaft zu vermeiden. Einige haben behauptet, daß wir das für unsre Freunde thun müssen, was wir für uns selbst thun; andere haben aber unsre Verpflichtungen gegen sie nach dem abmessen wollen, was sie gegen uns thun. Ich kann die Befolgung der erstern Meinung nur denen vergeben, welche viel Eigenliebe besitzen. Das, was man für einen Freund thun muß, ist etwas so Einladendes, so Reizendes, daß wir oft das vergessen werden, was wir uns selbst schuldig sind. — Was

Was die zweite Meinung betrifft, welche die Hälfte unseres Studiums darauf zuzubringen gebietet, was unsere Freunde wohl für uns thun würden, ehe wir unsre Zärtlichkeit zu ihrem besten selbst an den Tag legen; so glaub' ich, daß man alsdann allemahl erst auf günstige Gelegenheit, ihnen zu dienen, warten wird, und daß der enge Maasstab, dem man die Freundschaft unterwerfen will, mehr vom Interesse und Eigensinn, als von einer begründeten Voracht herrühren dürfte. Die augenblicklichen Entschliessungen, seinem Freunde Dienste zu leisten, machen die eigentlich schätzbaren Gunstbezeugungen der Freundschaft aus. Man muß ihnen nie auf eine so langsame Art dienen, wie etwa ein Staatsminister seine Creaturen macht. Diejenigen, welche die Könige zu diesem Range erheben, wenn sie andere glücklich machen wollen, lassen sie nur stufenweise in die Höhe steigen, damit sie ja inämmer die Niedrigkeit vor Augen behalten mögen, woraus sie gezogen wurden, — und da die Großen in diesen Stufenfolgen des Glücks ihrer Creaturen eine Stütze ihrer eigenen Größe suchen; so lassen sie jene ihrer Person nicht

näher kommen, als in so fern es nöthig ist, sie etwa vor einem Falle zu sichern, — ohne sich aber jemahls ausser Stand zu setzen, ihr Geschöpf zu verderben, wenn es sich gegen seinen Herrn und Meister empören sollte.

Die Freunde müssen ihre Dienste auf eine andre Art an den Tag legen, weil sie ein andres Interesse zu beobachten haben. Sie müssen auf eine gute und verbindliche Art das Härteste, was man übernehmen kann, versüßen; müssen die guten Dienste, die sie leisten wollen, auf eine geschickte Weise, als sehr mittelmäßig und klein vorstellen, und müssen, indem sie in ihren Freunden das ängstliche Bestreben und den Eifer zur Wiedervergeltung empfangener Gunstbezeugungen zu ersticken suchen, gleichsam einen kleinen Diebstahl an der Erkenntlichkeit begehen, um die Freundschaft damit zu bereichern. — Da die Liebe auf das Verlangen, sich selbst zu erfreuen, gegründet ist, die Freundschaft hingegen nichts, als das Vergnügen des geliebten Gegenstandes zur Absicht hat; so bemerkt man an Freunden und Verliebten bei dem Wechsel des Schicksals auch ein ganz entgegengesetztes Betragen. Der Liebhaber, welcher das Herz
 seine

seiner Beherrscherinn zum Geständniß seiner Empfindungen zwingen, oder nur dahin bringen will, daß sie dieselben auf ihrem Gesicht ausdrücken soll, macht sie mit allen seinen Leiden bekannt, und glaubt dann an dem Antheil, den er sie davon nehmen sieht, zu bemerken, daß sie gegen seine Liebe selbst nicht unempfindlich ist. Der Erguß derselben hat also allemahl wieder Bezug auf sich selbst, und dieß kann man denn freilich wohl eher die Kunst, ein Geheimniß heraus zu locken, — als Zutrauen nennen. Im Gegentheile wird der Liebende sorgfältig den glücklichen Fortgang seiner Angelegenheiten zu verheelen suchen, aus Furcht daß man das ja nicht seinem Glück zuschreiben möge, was er doch seinem Verdienst schuldig seyn will. Wenn die Person, die er liebte, hiebei nicht interessirt wäre; so würde seine Furcht, die Leidenschaften seines Herzens umstimmen zu müssen, das Angenehme seiner Fortschritte bei der Geliebten nur aufheben, und würde seinen Argwohn vielmehr vergrößern, als die artigsten und uneigennützigsten Gunstbezeugungen seine Liebe bezaußern könnten.

Das Betragen eines guten Freundes muß ganz verschieden hievon seyn. Er muß seinem Freunde mit einem dringenden Eifer alle Gegenstände seiner Freude mittheilen, und er muß in dieser Mittheilung ein viel größeres Vergnügen empfinden, als wenn er dieß Vergnügen ohne eine freundschaftliche Verbindung allein genossen hätte. Ist er hingegen unglücklich; so muß er einen Erguß seiner Empfindungen mäßigen, welcher einen viel stärkern Eindruck auf das Herz eines getreuen Freundes, als das schrecklichste Leiden auf sein eigenes machen würde. Diese Regel muß unverbrüchlich beobachtet werden, wenn ein Freund den Kummer nicht zu versüßen im Stande ist, woran wir ihn Theil nehmen lassen wollen. Dieß würde nur die Zärtlichkeit zu einer vergeblichen Verzweiflung bringen, da wir doch jene Leidenschaft bloß durch Sanftmuth und Freude unterhalten müssen, und dieß würde eben so viel seyn, als wenn man seinen Geist mühsam anstrengen wollte, um Einsichten zu suchen, die wir nie finden würden; oder wenn er auch ja einmahl einen Schimmer von Licht antreffen sollte, dessen er sich bedienen zu können glaubte; so würde sein

Eifer

Eifer ihn doch eben so viele Verirrungen kosten, als die Schwierigkeit des Labyrinths ihm Unruhe verursacht hätte. Wenn sich aber unser Freund in einer Lage befindet, daß er uns ohne Schwierigkeit ein brauchbares Gegenmittel geben kann; so müssen wir ihm auch nicht die Gelegenheit, uns zu heilen, rauben. Dieß würde in solchem Fall eher Untreue, als Klugheit seyn, und wir würden demjenigen, von welchem wir uns gehet glauben, sehr Unrecht thun, wenn wir ihn durch unser Stillschweigen des Vergnügens beraubten, welches er bei der Erleichterung unserer Leiden schmecken würde. — Das, was uns aus einer solchen Hand kommt, hat viel mehr Reize für unsere Schmerzen, als eine jede andere Verfüßung derselben, und diese neue Probe, welche wir von der Bärtlichkeit unserer Freunde empfangen, bringt eben so süße Eindrücke hervor, als die Wiedererquäffnungen der Verliebten nach ihren kleinen Zwistigkeiten.

Indem wir aber unsern Kummer mit demjenigen theilen, welchen wir lieben; so dürfen wir nicht die Absicht loben, ihm alle Freude zu untersagen, und ihm gleichsam den Schmerz zu einem

einem

einem Gesefz zu machen! Dieß würde nur den unfern verdoppeln; er würde durch den Antheil an dem Schmerz unferß Freundes und durch das Nachdenken über diesen Antheil zu unferm Herzen als feiner Quelle zurückkommen, und es in eine viel größere Berlegenheit und Unruh verfeßen, als der Schmerz, welchen uns das erße Leiden zuzog. Schon die Gegenwart eines Freundes vermag uns zu einer völligen Seelenftille zurückzubringen. Der Troft, welchen er uns giebt, verursacht ein gewiffes Gegengewicht gegen unfere Traurigkeit, und das Berghügen, welches wir dadurch empfinden, daß wir unfer Zutrauen gegen feine Freundschaft an den Tag legen können, macht, daß wir durch eine Rückkehr angenehmerer Ideen unfre Seele wieder der Freude eröffnen, ohne daß fich unfer Freund gerade verpflichtet fieht, unfern Kummer durch eine gemeinſchaftliche Erduldung des Schmerzens zu verfühen.

Diefe Art und Weiße, fich feines Freundes nicht zur Unzeit zu bedienen, und ihn auf eine gute Manier zu verpflichten, macht die Sicherheit und das Vergnügen der vollkommenften Herzensverbindung aus, und kann denen nicht
 ſchwer

schwer werden, die sie wirklich in Ausübung bringen wollen. Die Maaßregeln hiebei sind nicht unbequem, die Folgen ziehen kein Mißvergnügen nach sich, und wenn jene Methode genau befolgt wird; so gründet sie eine so anständige Redlichkeit, lehrt so schön das zärtliche Interesse auflösen, daß man sich hierin fast nie betrügt, wenn es nicht anders aus Ungleichheit der Herzen, oder aus einer gewissen Geistesstüchtigkeit geschieht; — sie giebt unaufhörlich den gegenseitigen Wohlthaten der Freunde neue Reize, und es ist ein großes Geheimniß in der Freundschaft, wie man diejenigen, welche man mit einem so edeln Zuorkommen liebt, verpflichten könne, die guten Dienste, die man ihnen erzeigt, ohne daß sie müde werden, anzunehmen. Die Liebe hat nicht die nehmlichen Vortheile, und so fein sie auch seyn mag; so muß sie doch wieder abnehmen, wenn sie zu große Fortschritte gemacht hat. Die geschicktesten Beherrscherinnen unsrer Herzen werden vergeblich den Umgang ganz zu verfeinern suchen; — der sinnliche folgt fast allemahl dem geistigen nach. Wenn sie alle ihre Geschicklichkeit erschöpft haben, um auf eine feine Art sich

sich gegen ihre Liebhaber zu wehren; so werden sie doch auch bald das Vergnügen erschöpfen — wenn sie sich endlich bestimmt haben, es zu gewähren, und es ist eine untrügliche Grundregel für den, welche ein wenig die Natur der Leidenschaft kennt, daß das gute Vernehmen der Freundschaft bei jedem neuen Dienste des Freundes zunimmt, wenn er uns auch schon andre wichtige geleistet hat; — daß aber jenes gute Vernehmen bei jeder Gunstbezeugung einer Geliebten abnimmt, wenn sie uns die höchste gewährte. Daher werden alle gescheute Frauenzimmer, welche ihre Sachen bei einer gewissen Liebe nie für verloren halten, sich stets vor einem Bruche mit ihrem Geliebten hüten, wenn sie auch sonst Schwäche genug gehabt haben sollten; — alles aufzuopfern. Sie sehen es sehr wohl ein, daß alle Schritte einer befriedigten Liebe nur matte Fortschritte sind, daß derjenige, welcher die zärtliche Verbindung nicht aus Verdruß aufgibt, es endlich gewiß aus Degout thun wird, und daß die Grausamkeit gegen den Geliebten der Coquetterie überhaupt nie so gefährlich ist, als — eine unvorsichtige Gefälligkeit.

Eben

Eben dieß macht es nun auch, daß sie den Ehestand für das Grab der kleinen zärtlichen Sorgfalt, der Seufzer und verliebten Briefe halten. — Man kennt sich in jenem Stande zu gut, um sich sehr lieben zu können, und die Schwächen der Gewohnheit oder der Neigung, die man sich täglich zeigt, lassen uns leicht die gute Seite vergessen, welche den Liebenden hingegen stets vorschwebt. Es ist ein Fehler, daß man sich zu oft sieht, wenn man sich lange Zeit lieben will. Die Zänkereien, und Entfernungen sind gleichsam die Triebfedern dieser Leidenschaft. Man muß sich entzweien, um stets verbunden zu bleiben; muß tausend kleine Sorgen übernehmen, um einen langen Frieden zu unterhalten; und wenn die Zärtlichkeit nicht durch eine an sich lästige Behutsamkeit gleichsam gereizt wird; so wird die Seele der Geliebten in eine Schläffucht gerathen, aus welcher sie der höchste Grad des Vergnügens nicht mehr aufzuwecken im Stande ist. Die stärkste Zuneigung der Liebe findet Hindernisse, die sie zerreißen können; so wie die entferntesten Herzen Mittel sich zu vereinigen finden. — Bei noch so vieler Freundschaft,

noch so vielen Senfzern wird man doch sagen, daß sich diejenigen, welche sich gleich stark lieben, nicht verheirathen müssen; sondern die, welche von dem Glück gleich geliebt werden, — und dieser Familiengrund, welcher bei Privatleuten eben so stark, wie bei Königen eine Staatsmaxime ist, bringt endlich an einem Tage mehr Zärtlichkeit hervor, als die eigensinnigste Unbeständigkeit in zehn Jahren daran nicht hätte verderben können. Diejenigen Frauenzimmer, welche auf eine solche Art verheirathet sind, nehmen endlich aus Schuldigkeit das Joch auf sich, was man ihnen tyrannischer Weise aufgelegt hat. Es wird ihnen zur Gewohnheit, aus Gründen der Vernunft das zu lieben, was sie nicht mehr, ohne sich Schaden in der Welt zu thun, hassen können; — oder wenn sie nicht Einsichten genug haben, vermöge der Vernunft die Bande des Herzens zu zerbrechen, und sie auch nichts als die Unordnung ihrer Leidenschaften, unbeständig zu seyn, hindert; so werden sie es gewiß aus Eigensinn werden, wenn sie es vorher aus Tugend nicht waren. Sie haben wenigstens eben so viel Lust, ein neues: ich liebe dich! zu hören, als die Wittwen — ein zweites Jawort geben

geben zu können, und weniger honette Frauenzimmer werden gleichsam in einem Wittwenstande der Galanterie zu leben glauben, wenn sie einen erschöpften Liebhaber besitzen, welcher nur immer das nehmliche sagt, oder von ihnen nichts mehr als immer dieselben Beweise der Liebe, dieselben Gunstbezeugungen erwarten kann.

Wahrhafte Freunde haben diese Uebel nicht zu fürchten. Ihre Freundschaft ist niemahls so unfruchtbar, daß sie nicht zur Unterhaltung eines freundschaftlichen Umgangs Vergnügungen genug darbieten sollte. Da man keine Nebenbuhler zu fürchten, keine Eifersucht zu erregen und sich keine Erklärung zu geben nöthig hat; so ist die Einigkeit immer gesichert, alle Zänkereien sind ohne Nutzen, und der Eigensinn hat nichts angenehmes an sich. Die Ehre erlaubt es immer so zu lieben. Die Schwäche allein kann es verhindern; da aber diese nicht von einem Ekel begleitet wird; so kann man sich durch Vernunft von ihr heilen, und wenn man nichts als seine natürliche Unbeständigkeit zu besiegen hat; so handelt der Geist mit mehrerer Kraft, der Eigensinn aber allemahl mit mehrerer Langsamkeit und Schläfrigkeit. Das ganze

Geheimniß dieser Methode ist, die Seele seines Freundes wohl zu reinigen, sich über seine Leidenschaften eine Gewalt zu verschaffen, die er sich selbst versagt, und sich seines Herzens durch eine kluge Offenherzigkeit, und durch zur rechten Zeit gegebene Rathschläge auf eine geschickte Art zu bemächtigen. Wenn man seine Geheimnisse auf eine zärtliche Art aufnehmen muß; so ist man auch verbunden, ihn stets mit Klugheit zu bessern. Alles auffahrende, aufgebrachte Wesen ist von keinem Nutzen, hingegen werden sich zwei hitzige Leute nur noch mehr gegen einander erbittern, weit entfernt, als daß sie sich jemahls bessern sollten; — auf der andern Seite ist nun aber auch die Schmeichelei schädlich, weil uns die Freundschaft nicht zu einer Begleiterinn des Lasters, sondern zur Unterstützung der Tugend gegeben ist. Wenn euer Freund schwach genug gewesen ist, sich von der Liebe zu euch hinreißen zu lassen; so wendet sie vorher auf die gesunde Vernunft an, ehe ihr euch, ihm zu dienen, verpflichtet. Da ihr seine Zuneigung nicht mit den nehmlichen Augen, als er betrachtet; so werdet ihr bei dem geringsten Nachdenken die Stärke und Schwäche der-

derselben kennen lernen. Wenn seine Leidenschaft ungerecht ist; so könnt ihr ihm keinen größern Dienst erweisen, als sein Herz von seiner strafbaren Flucht zurückzubringen, — und wenn auch die Zärtlichkeit so rein, als die treueste Freundschaft selbst ist; so laßt euch doch noch auf nichts ein, bevor ihr nicht die Hindernisse und Schwierigkeiten vorher eingesehen, und eure ganze Klugheit und Vorsicht erschöpft habt, um auf den Grund der Sache zu kommen. Ihr verbindet seine interessirte Liebe mit eurer Freundschaft, wenn ihr seiner Verbindung nützt, und er wird sich ganz zuverlässig bei dem schlechtesten Erfolge seiner Liebe an die Freundschaft halten, wenn erst beide Leidenschaften so genau mit einander vereinigt worden sind, daß sie in seinem Herzen die nehmliche Wirkung hervorbringen. —

Die Ehrbegierde eures Freundes aber, wenn ihr sie befriedigen wollt, erfordert noch mehr Maaßregeln, als die heftigste Liebe. Ihr dürft ihm nichts versagen, was ihn ohne ein Verbrechen glücklich machen kann; aber ihr müßt es bisweilen besser, als er selbst wissen, was sein Glück gründen kann. Wenn ihr für

ihn etwas in Ausübung bringen sollt; so überlaßt euch ganz der Wärme eurer Freundschaft; aber lernt vorher die Talente desjenigen kennen; den ihr erheben wollt, ehe ihr den Plan dazu anlegt. Nicht alle Nemter schicken sich für alle Arten von Menschen, — eben so wenig, als sich alle Kleider zu allen Faillen, und alle witzige Ausdrücke in alle Gesellschaften passen. Wenn ihr euren Freund auf einen Posten stellt, worauf er nicht fußen kann; so werdet ihr tausend Menschen schaden, und ihm selbst keinen Nutzen schaffen. Der Glanz, den ihr seinem Ehrgeize verschafft, würde nichts anders als ein Diebstahl seyn, den ihr an eurer eigenen Ehre begienget, und der Verdruß, den er deshalb empfinden würde, indem ihm nichts als eure Ungerechtigkeit vorschwebte, würde sich endlich an eurer Freundschaft, als der Ursache seiner Größe, rächen. Aus dem, was ich eben gesagt habe, erhellet zur Gnüge, daß zu einer wohlgeordneten Freundschaft nicht bloß Rechtchaffenheit zureicht; sondern daß dazu Ueberlegung, Erfahrung und Verstand erfordert wird. Die Freundschaften einer andern Art sind von keiner längern Dauer als — Liebeshändel,

händel, und, ein zu weit getriebener Eifer ist den Verbindungen der Herzen nicht weniger schädlich, als jene Kälte, die man nicht von ihrem Schlummer aufweckt, oder die Unbeständigkeit, der man nicht Einhalt thut.

Wenn man aber einen Mann finden kann, welcher keinen von diesen Fehlern an sich hat; giebt es dann wohl etwas Unangenehmeres, als einen getreuen Freund zu haben, — einen Freund, welcher, um uns zu gefallen, alles wagt, euch niemahls einer Gefahr aussetzt, euch euer Glück immer mehr zu versüßen sucht, und euer Unglück erträglicher macht; der alle eure Freuden mit genießt, und Antheil an allen euren Kummernissen nimmt; der euch im Straucheln unterstützt, und im Fallen wieder aufhebt, und der überhaupt nicht fähig ist, euch dem Interesse für sein Glück, oder dem Eigensinne seiner Leidenschaften aufzuopfern? — Die Freundschaft vertritt bei denen, welche auf die rechte Art zu lieben wissen, die Stelle aller andern Dinge, — der Reichthümer ohne Sorgen, der Ehre ohne Eitelkeit, der Lebensgeschäfte ohne Unruh, der Gesundheit ohne Verdruß, und des Vergnügens ohne Bitterkeit.

Da die Gottheit das uneingeschränkste Gut ist; so ist es eine Eigenschaft ihres Wesens, vermöge ihrer Vernunft glücklich zu seyn; aber der Mensch muß es durch einen Erguß seiner Empfindungen werden. Man wird viele Menschen finden, die dieses gern thun möchten; allein es ist etwas seltenes, ein Herz anzutreffen, das jenen Erguß der Empfindungen aufzunehmen im Stande ist. Wenn die Menschen das Vergnügen hievon kennen; so würden sie es allen andern vorziehen, aber die Schwierigkeit es selbst zu erfahren, macht denn, daß sie unrichtig wählen. Sie wollen nie mit dem Zutrauen und der Eröffnung ihrer Herzen den Anfang machen, und vergewissern sich keines Dinges, aus Furcht, stets hintergangen zu werden. —

Alles, was ich daher eben von der Freundschaft gesagt habe, ist bloß eine — Idee von einem schönen Gegenstande. Wenn aber auch unser Zeitalter uns keinen außerordentlichen Charakter aufstellt; so werde ich ihn doch mein ganzes Leben hindurch mit Sorgfalt aufsuchen, und wenn ich einmahl vom Himmel sollte begünstigt werden, dieser Mann mit solchem Charakter zu seyn; so glaub ich nicht, daß mich Welt und Schicksal, welchen Eigensinn desselben ich auch noch auszustehen haben sollte, jemahls unglücklich machen könnte.

II.

U e b e r

die oft gleichartigen

Eindrücke des Mitleidens

und Erstaunens

auf die menschliche Seele.

V o n

Montaigne.

(Buch. I. Kap. I.)

Die gewöhnlichste Art, die Herzen derjenigen, welche man beleidigt hat, zu erweichen, wenn sie sich nehmlich rächen können, und uns in ihrer Gewalt haben, besteht darin, daß man sie durch Unterwürfigkeit zum Mitleiden und Erbarmen zu bewegen sucht. Unterdessen haben Herzhaftigkeit und ein standhafter und entschlossener Muth, diese ganz entgegengesetzten Mittel, bisweilen die nehmliche Wirkung hervorgebracht.*)

Der

*) Es schmeichelt dem Ehrgeize des menschlichen Herzens, wenn sich der Beleidiger unserm Willen unterwirft, und durch ein demüthiges Betragen seine Reue an den Tag legt. Wir verlangen auch von ihm in den meisten Fällen wirklich nichts mehr, als dies Letztere. Wir halten seine Reue, die er durch eine Art von Unterwürfigkeit an den Tag

Der Prinz Eduard von Wallis *), eben der,
welcher so lange Zeit Meister von unserm
Guis

Tag legt, für eine Ehrenerklärung, und fühlen uns dann nicht selten geneigt, unsern Haß in Schonung, oder wohl gar in Liebe zu verwandeln. Dadurch, daß der Beleidiger, der sich vorher so kühn gegen uns betrug, nun um Schonung und Erbarmen bittet, wird unser Herz weich gemacht, der Sturm unserer Leidenschaft legt sich, wir fühlen es gleichsam, wie unglücklich der Mann geworden wäre, wenn wir unsere Rache an ihm ausgelassen hätten, und aus allen diesen gemischten Empfindungen entsteht endlich bald schneller, bald langsamer der Entschluß, der nicht selten durch ein eitles Selbstgefühl unserer Großmuth unterstützt wird: Du willst deinem Beleidiger vergeben! — Aber eben so wahr ist nun auch die Bemerkung des Montaigne, daß Herzhaftigkeit und ein standhafter und entschlossener Muth, bisweilen die nehmliche Wirkung äußern; freilich auf einem andern Wege, durch einen andern Mechanismus unserer Em-

*) Welchen die Engländer gewöhnlich the black Prince, den schwarzen Prinzen nennen, ein Sohn Eduards III. und Vater des unglücklichen Richard II.

Guienne war; ein Mann, dessen Eigenschaften und Schicksale sich auf eine so merkwürdige und

Empfindungen. In den letzteren Fällen pflegen wir nicht sowohl aus Mitleid und befriedigtem Ehrgeiz, oder vielmehr aus Bewunderung und Erstaunen gegen unsere Beleidiger ruhiger zu werden. Durch das Mitleiden werden wir erweicht; durch das Erstaunen werden hingegen unsere aufgebrachten Empfindungen gleichsam starr gemacht. Wir fühlen eine achtungswerthe Größe in der kühnen Entschlossenheit unseres Beleidigers; unsere Leidenschaften werden mitten in ihrem wüthenden Strome plötzlich aufgehalten; wir gerathen in eine Art Betäubung, und mittlerweile gewinnt unsere Seele Zeit, sich zu besinnen, und dem Manne Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, welcher sich mit einer rühmlichen Entschlossenheit unserer Hitze entgegenstellt. Dieß war offenbar der Fall mit dem Prinzen Eduard und Scanderberch. — Hingegen rührte beim Kaiser Konrad die schnelle Umwandlung seines Zorns in Vergebung mehr vom Mitleiden und dem Rührenden der ganzen auffallenden Scene, als vom Erstaunen über die Entschlossenheit der Weiber zu Weinsberg her; wenn anders die ganze Erzählung kein Märchen aus dem zwölften

Jahr:

und große Art auszeichnen, war von den Eimofinern sehr hart beleidigt worden. Er nahm ihre Stadt mit Gewalt ein, und konnte durch das Geschrei des Volks, der Weiber und Kinder, welche dem Niedermetzeln ausgesetzt waren,
und

Jahrhundert ist. Das grausame Betragen Alexanders gegen den unglücklichen Bosis, welches Montaigne weiter unten erzählt, kommt mir sehr natürlich vor, sobald man den übermüthigen Griechen nur etwas näher betrachtet. Auf seine vielen Siege stolz; von unzähligen Ueberwundenen angebetet; gewohnt ihre tapfern Feldherrn zu seinen Füßen liegen zu sehen; über einen sehr theuer erkauften Sieg mißvergnügt; von dem Schmerz seiner Wunden gefoltert, mußte sein schon an sich toller Sinn nothwendig gegen den Bosis aufgebracht werden, und endlich in eine Art von Wuth ausarten, da Bosis nicht, wie andere Gefangene, sich ihm zu Füßen warf; sondern mit einem härtnäckigen Stillschweigen die Drohungen des Barbaren verachtete. Gefühl seines beleidigten Stolzes, verbunden mit einer glühenden Rachsucht, waren daher die eigentlichen Triebfedern seiner Grausamkeit, die unter den vielen Flecken in dem Charakter dieses großen Eroberers einer der größten und schändlichsten ist.

N. d. Übersf.

und ihn, zu seinen Füßen hingestreckt, um Gnade und Erbarmen anflehten, nicht eher aufgehalten werden, als bis er bei einem immer weitem Vordringen in die Stadt drei französische Edelleute *) gewahr wurde, welche mit einer unglaublichen Herzhaftigkeit den Unfall seines siegenden Heers ganz allein aufhielten. Die Achtung und Ehrerbietung gegen eine so rühmliche Tapferkeit stumpfte **) zuerst die

Hef=

*) Froissart nennt sie Johann von Willemür, Hugo von la Roche und Roger von Beaufort, Sohn des Grafen von Beaufort, Stadthauptleute. Als sie, sagt dieser Geschichtschreiber, das Elend und die Verwüstung sahen, welche sich ihnen und ihren Leuten näherte, riefen sie aus: wir sind des Todes, wenn wir uns nicht vertheidigen! Laßt uns daher, wie alle Ritter thun müssen, unser Leben theuer verkaufen. Sie machten sogleich verschiedene kriegerische Zurüstungen. — Der Prinz langte mit seinen Wagen an diesem Orte an, betrachtete sie mit nicht geringem Vergnügen, und ward bei dem Anblick ihres tapfern Muths beruhigt und besänftigt u. s. w. Froissart Vol. I. Kap. 289. S. 368. 369.

**) Reboucha premierement la pointe de la cholere.
Eine von den starken und naiven Metaphern des
Mon:

Hefigkeit seines Zorns ab, und er fieng von diesen drei Leuten an, allen übrigen Einwohnern der Stadt Barmherzigkeit wiederfahren zu lassen.

Scanderberch, Prinz von Epirus, versuchte einst einen seiner Soldaten, um ihn zu tödten. Der Soldat hatte alle Arten von Demüthigungen und Bitten, um ihn zu besänftigen, versucht, und entschloß sich endlich, wenn es auf's äußerste kommen sollte, ihn mit dem Degen in der Faust zu erwarten. Diese seine Entschlossenheit setzte der Wuth seines Herrn auf einmahl Gränzen und er begnadigte ihn, da er ihn einen so rühmlichen Entschluß zu seiner eignen Rettung ergreifen sah. Dieß Beispiel könnte von denen auch anders ausgelegt werden, welche von der erstaunlichen Stärke und Herzhaftigkeit eben dieses Prinzen nichts gelesen hätten.

Der Kaiser Konrad der dritte hatte den Herzog Gueiph von Baiern belagert, *) und wollte

Montaigne, welche sich nicht ganz, nicht gleich stark ins Deutsche übersetzen lassen.

A. d. Uebersf.

*) In Weinsberg, einer oberbairischen Stadt, im Jahr 1140. Calvisius.

wollte sich, so eine schimpfliche und niederträchtige Genugthuung man ihm auch anbot, zu keinen mildern Bedingungen herablassen, als daß die mit dem Herzog eingeschlossenen Edelfrauen allein die Erlaubniß haben sollten, ihrer Ehre unbeschadet, und mit dem, was sie mit sich forttragen könnten, zu Fuß aus der Stadt zu wandern — und diese entschlossen sich dann großmüthig, ihre Männer, Kinder und den Herzog selbst auf ihre Schultern zu laden. Der Kaiser fand an dem Anblicke ihres zärtlichen Muths ein so großes Vergnügen, daß er vor Freuden weinte, die bisherige tödliche Feindschaft gegen den Herzog aufhob, und ihn von nun an nebst den Seinigen immer menschenfreundlich behandelte.

Da ich zum Mitleiden und zur Sanftmuth bis zu einer erstaunlichen Schwäche geneigt bin; so würde einer oder der andere von diesen Eindrücken mich leicht hinreißen; doch würde ich mich nach meiner Meinung viel leichter durch das Mitleiden, als durch Hochachtung besiegen lassen. Gleichwohl halten die Stoiker das Mitleid für eine fehlerhafte Leidenschaft. Sie wollen, daß man den Beküm-

E

mer-

merten zwar beistehen; aber sich nicht von Mitleid gegen sie erweichen lassen soll *). Allein diese

*) Diese Forderung der stoischen Schule scheint etwas Uebertriebenes in sich zu enthalten, weil sie nicht mit der Natur unserer Empfindungen und dem psychologischen Eindruck, den die Leiden und Schmerzen anderer auf unser Herz machen, übereinzustimmen scheint. Allein sie verdient doch sehr unsere Aufmerksamkeit, nicht nur in so fern sie mit dem System der stoischen Moralphilosophie aufs genaueste zusammenhängt; sondern auch in so fern sie als eine wirklich schätzbare praktische Regel angesehen werden kann. Ueber ihren systematischen Zusammenhang mit der stoischen Sittenlehre brauche ich hier nichts zu sagen, da man weiß, wie strenge diese Moral gegen alle Leidenschaften war, und wie weit sie den unter seine eigentliche Menschenwürde herabsetzten, der sich von ihnen beherrschen ließ; — ich will daher hier nur einiges über den praktischen Werth jener stoischen Forderung sagen. Die Stoiker verbotnen nicht, den Elenden beizustehen, sie wollten also nicht, daß man gegen sie hart seyn sollte; — man müsse ihnen, sagten sie, zu Hülfe kommen; aber das Mitleiden müsse bei der guten Handlung nicht Herr über uns werden, und hierin hatten sie in vielem Betracht gewiß Recht, weil

diese Beispiele scheinen mir um so viel passender zu seyn, da man sieht, daß jene großen Seelen,

§ 2

welche

weil das Mitleiden als ein unwillkürlicher Gemüthseindruck nicht nur nicht die Handlung an sich gut machen konnte; sondern weil es auch als Leidenschaft betrachtet, den Menschen schwächer macht, das Gleichgewicht seiner geistigen Kräfte aufhebt, und indem der Verstand dabei gemeiniglich durch die Einbildungskraft bestochen wird, blindlings, das heißt, für eine gebildete praktische Vernunft erniedrigend handelt. Der Werth jeder Tugend, jeder edeln und großen That wird herabgesetzt, wenn sich die Leidenschaft ins Spiel mischt; selbst der Enthusiasmus fürs Gute ist sehr verdächtig, wenn die Vernunft dabei nicht zu Rathe gezogen wird. Das Mitleiden, als Leidenschaft betrachtet, zerbricht offenbar die Festigkeit der menschlichen Natur, verstümmt sehr leicht unsere moralischen Gefühle, befördert die Empfindelei; und reißt uns zu einer Menge unüberlegter Handlungen hin, die, so wohlthätig sie auch anfangs scheinen mögen, keinen moralischen Werth haben. Von dieser Seite betrachtet, wollten daher die Stoiker nicht zugeben, daß sich ein Weiser vom

welche von den Eindrücken beider Art angegriffen und gereizt wurden, den einen ohne erschüttert zu werden, ausgehalten, und dem andern nachgegeben haben. Man kann sagen: daß es die Wirkung der Nachgiebigkeit, Sanftmuth und Weichlichkeit sey, wenn man sein Herz dem Mitleiden öffnet, *) daher ihm auch schwächere Seelen,

vom Mitleiden hinreißen lassen müsse. Die Welt verlor durch diese strenge Forderung nichts. Der Stoiker war bereit, die Summe der Uebel in derselben vermindern zu helfen, weil nach seinem System die Unordnungen in der Natur so viel als möglich mußten aufgehoben werden, — er handelte also nach Gründen praktisch gut; da hingegen der Mitleidige sich gemeiniglich von einem blinden Eindruck seiner Empfindungen beherrschen läßt.

- *) Rompre son coeur à la commiseration, oder wie es in der 1588 zu Paris gedruckten Quartedition des Abel l'Angelier heißt: se laisser aller à la compassion et à la pitié. Der erstere Ausdruck hat dem Montaigne stärker, Kühner und folglich vorzüglicher geschienen; wenn er dunkel ist, so kann ihm dieser statt eines Commentars dienen.

Dunkel ist er nun zwar nicht, aber er scheint mir etwas unrichtig und zu stark zu seyn, weil das
Wort

Seelen, wie die der Weiber, Kinder und gemeinen Leute am meisten unterworfen sind; daß es aber die Folge einer starken und unbeugsamen Seele sey, einer Seele, die männliche Kraft und Festigkeit liebt, — Thränen und Geheul zu verachten, und sich allein von der Hochachtung gegen das heilige Bild der Tugend einnehmen zu lassen.

Selbst in weniger edelmüthigen Seelen können Erstaunen und Bewunderung eine gleiche Wirkung hervorbringen. Zeuge hievon ist das thebanische Volk. Dieses hatte seine Kriegesobersten, weil sie ihre Aemter über die ihnen vorgeschriebene und verordnete Zeit verwaltet hatten, vor einem peinlichen Gerichte öffentlich belangt. Pelopidas schmiegte sich unter die Bürde der ihm gemachten Beschuldigungen, suchte sich durch nichts, als durch Flehen und Bitten zu retten, und wurde mit genauer Noth losgesprochen. Ganz anders Epami-

E 3

non>

Wort rompre, das etwas Angestregtes und Gewaltfames anzeigt, sich nicht zu den sanften Empfindungen des Mitleids schickt.

H. d. Uebers.

nondaß. *) Dieser machte von seinen Thaten eine glänzende Beschreibung, und legte sie dem versammelten Volke auf eine so stolze und trozige **) Art vor Augen, daß es nicht einmahl den Muth hatte, zur Stimmen Sammlung zu schreiten; sondern mit den größten Lobsprüchen auf den erhabenen Muth dieses Mannes auseinander gieng.

Dionysius der Aeltere war nach einer langen schwierigen Belagerung endlich Meister von der Stadt Rheggio geworden. Der Feldherr Phytton, ein sehr rechtschaffener Mann, welcher die Stadt so hartnäckig vertheidigt hatte, ***) war in die Hände des Ueberwinders gerathen, und dieser hatte ihn zu einem unglücklichen Beispiel seiner Rache bestimmt. Zuerst eröffnete er ihm, daß er seinen Sohn und alle seine
 seine

*) Plutarch in seiner Abhandlung, wo er untersucht, wie man sich selbst rühmen könne. S. 5.

**) D'une façon fiere et arrogante oder assurée, wie in der Ausgabe von 1588, und in der allerersten, die 1580 zu Bourdeaux veranstaltet wurde, steht.

***) Diodor v. Sicil. B. XIV. Kap. 29.

seine Unverwandten den Tag vorher habe erlösen lassen, worauf Phylon weiter nichts erwiederte, als daß sie dadurch einen Tag früher glücklicher, als er geworden wären. Darauf ließ er ihn entkleiden, von den Henkern ergreifen, und durch die Stadt schleifen, indem er auf die schändlichste Art gepeitscht und überdem noch mit den schmähllichsten und schimpflichsten Scheltworten überhäuft wurde. Aber er behielt seinen festen Muth, ohne sich ein einzigemahl zu vergessen. Mit einem unerschrockenen Gesicht und lauter Stimme erzählte er vielmehr die ehrenvolle und rühmliche Art seines Todes, indem er nehmlich sein Land nicht den Händen eines Tyrannen habe übergeben wollen, und bedrohte den Tyrannen selbst mit der nahen Rache der Götter. — Dionysius, welcher es seinen Soldaten in den Augen ließ, daß sie, anstatt sich durch die kühnen Ausdrücke des überwundenen Feindes, und über seine Verachtung ihres Oberhauptes und dessen Triumphs zu entrüsten, vielmehr durch das Erstaunen über eine so seltne Standhaftigkeit erweicht wurden, und um den Phylon den Händen seiner Schergen zu entreißen, selbst Bewegungen machten, ließ mit Martern

aufhören und ihn heimlich im Meere erlösen.

Der Mensch ist in der That ein erstaunlich ungewisses, veränderliches und schwankendes Ding, und es hält schwer, ein sicheres und gleichförmiges Urtheil von ihm zu fällen. Pompejus vergab der ganzen Stadt der Mammertiner, gegen welche er sehr aufgebracht war, in Rücksicht der Tapferkeit und Großmuth des Bürgers Zenon, *) welcher allein die Schuld
des

*) Plutarch nennt diesen Bürger in seiner Anweisung für diejenigen, welche die Staatsgeschäfte in Händen haben Kap. 17 nicht Zenon, sondern Sthenon, Σθενω. In den Denksprüchen der alten Könige, Prinzen und Feldherrn, welchen Plutarch im Artikel Pompejus die nehmliche Geschichte einverleibt hat, wird dieser edelmüthige Bürger Sthenius, Σθενιος, genannt. Aber im Leben des Pompejus Kap. 3. sagt uns der nemliche Plutarch, daß Pompejus alle Städte in Sicilien, die der Mammertiner ausgenommen, menschenfreundlich behandelt habe, daß er aber, da er die Himerier gleichfalls zu züchtigen beschlossen habe, durch die Großmuth des Sthenis, eines der Befehlshaber der Stadt, welcher auf sich allein die Schuld des Staats genommen, entwaffnet worden sey.

des Staats auf sich nahm, und sich keine andere Gnade, als ihre Strafe allein zu dulden ausbat. Hingegen gewann der Wirth des Sylla, welcher in der Stadt Peruse *) eine gleich edle That ausübte, dadurch nichts, weder für sich — noch für die andern.

Auch steht meinen erstern Beispielen das Betragen eines der tapfersten Männer, des gegen die Ueberwundenen sonst so großmüthigen Alexanders, gerade entgegen. Als er nach sehr großen Schwierigkeiten die Stadt Gaza mit Gewalt erobert hatte, stieß er auf den Betis, welcher das Commando darin führte, und von dessen Tapferkeit jener während der Belagerung bewundernswürdige Proben erfahren hatte. Betis focht eben von seinen Leuten verlassen, mit zerbrochenen Waffen und ganz mit Blut und Wunden bedeckt, unter einem Haufen Macedonier, die von allen Seiten auf ihn zuhieben, als ihm Alexander über einen so

§ 5 theuer

*) Plutarch, woraus dieses genommen ist, sagt, Präneste, eine Stadt in Latium. Ελὼν Πραίνεσον ὁ Σύλλας, u. s. w. Anweisung für die, welche die Staatsgeschäfte in den Händen haben. Kap. 17. Peruse liegt im Toskanischen.

theuer erkauften Sieg aufgebracht, (denn außer manchem andern Verlust hatte er auch noch zwei frische Wunden bekommen) zurief: *) Du sollst nicht so sterben, Betis, wie du es wünschest! Rechne darauf, alle Arten von Martern ertragen zu müssen, die man gegen einen Gefangenen erfinden kann! Betis nahm eine nicht nur unerschrockene, sondern auch stolze und hochmüthige Miene an, und erwiederte auf diese Drohungen kein Wort. Hat er wohl, rief Alexander aus, als er das hartnäckige Stillschweigen des Betis bemerkte, ein Knie gebeugt? Ist ihm wohl nur ein bittender Laut entwischt? Wahrlich! ich will dieses Stillschweigen überwinden, und will, wenn ich ihm keine Worte abzwingen kann, ihm wenigstens

Seufz

*) Quint. Curt. B. IV. Kap. VI. Num. 26. 27. 28. Non ut voluisti morireris Beti: sed quidquid tormentorum inveniri potest, passurum te cogita. Ille non interrito modo sed contumaci quoque vultu intuens regem, nullam ad minus ejus reddidit vocem. Tunc Alexander: Viderisne obstinatum ad tacendum? inquit. Num genu posuit? &c.

Seufzer entlocken. Nun verwandelte sich sein Zorn in Wuth. Er befahl, daß man den Betis die Fußsolen durchboren, ihn an dem Hintertheil eines Karrens anbinden, und so lebendig schleifen, zerreißen und zerstücken solle. — War Alexandern die Stärke des Muths vielleicht so etwas Natürliches und Gemeines, daß er ihn um so viel weniger schätzte, weil er ihn gar nicht zu bewundern fähig war? oder hielt er ihn so sehr für sein Eigenthum, daß er einen gleich hohen Grad der Herzhaftigkeit an andern nicht ohne neidischen Verdruß bemerken konnte? oder konnte die natürliche Hefigkeit seines Zorns gar keinen Widerstand vertragen? In der That, wenn sein aufgebrachter Muth hätte je gebändigt werden können, so hätte es bei Eroberung und Verwüstung der Stadt Theben geschehen müssen, wo er so viele tapfere, verlassene und aller öffentlichen Vertheidigungsmittel beraubte Leute auf eine grausame Art hinrichten sahe. Denn es wurden über sechstausend davon getödtet, ohne daß ein einziger die Flucht ergriffen, *) oder um Gnade gebeten hätte.

Sie

*) Diodor v. Sicil. B. XVII. Kap. 4.

Sie liefen vielmehr in den Straßen, um die siegenden Feinde zu beschimpfen, umher, und foderten sie auf, daß man sie eines ehrenvollen Todes möchte sterben lassen. Man sahe keinen, welcher sich nicht noch bis auf seinen letzten Hauch zu rächen, und sich über seinen Tod durch die Niedermezelung eines Feindes verzweiflungsvoll *) zu trösten versucht hätte. Demohngeachtet erregte ihre bedrängte Tapferkeit kein Mitleiden, und ein ganzer Tag war nicht einmahl hinreichend, die Rache des Siegers zu sättigen. Das Niedermezeln dauerte bis zum letzten Tropfen des vergießbaren Bluts fort, und hörte erst bei den zur Gegenwehr unfähigen Leuten, bei den Greisen, Weibern und Kindern auf, — um dreißig tausend Sklaven aus ihnen zu machen.

*) A tout les armes du desespoir, oder wie es in der letzten Ausgabe heißt, avec les armes.

III.

D. Hume's

Versuch

über

A b e r g l a u b e n

u n d

S c h w ä r m e r e i.

Daß

Daß die besten Dinge durch eine Verschlimmerung in die schlechtesten auszuarten pflegen, ist zu einem Grundsatz geworden, welcher unter andern Beispielen gemeiniglich auch durch die schädlichen Wirkungen des Aberglaubens und der Schwärmerei, — diese Mißgeburten der wahren Religion, — bewiesen wird.

Diese zwei Arten der falschen Religion haben, ob sie gleich beide schädlich sind, doch eine verschiedene und selbst entgegengesetzte Natur. Das menschliche Gemüth ist gewissen unerklärbaren Empfindungen der Furcht und des Schreckens unterworfen, welche entweder aus einer unglücklichen Lage öffentlicher oder gewisser Privatgeschäfte, aus einer zerrütteten Gesundheit, einer düstern und melancholischen Gemüthsbeschaffenheit, oder aus dem Zusammen-

fluße

flusse aller dieser Umstände entspringen. In solch einem Gemüthszustande befürchtet der Mensch von versteckten Triebfedern unzählige unbekannte Uebel, und wo keine wirklichen Objekte des Schreckens vorhanden sind, da er dichtet sich die menschliche Seele, die so gern ihren Vorurtheilen und herrschenden Neigungen nachhängt, dergleichen Gegenstände, deren Gewalt und Feindseligkeit sie dann keine Gränzen setzt.

Da diese Feinde gänzlich unsichtbar und unbekannt sind; so sind nun auch die Methoden, die man, um jene zu besänftigen wählt, eben so sonderbar, und bestehen in Ceremonien, Gebräuchen, Tasseiungen, Opfern, Geschenken, oder in irgend einer andern ungereimten oder unbedeutenden Uebung, welche die Dummheit oder Schalkheit den blinden und furchtsamen Leichtgläubigen empfiehlt. Seelenschwäche, Furcht und Schwermuth, verbunden mit Unwissenheit, sind daher die eigentlichen Quellen des Aberglaubens.

Allein der menschliche Geist ist auch einer außerordentlichen Erhebung, und eines Selbst-
dünkels

dunkels fähig; welcher aus glücklichen Erfolgen, einer üppigen Gesundheit, starken Lebensgeistern, oder aus einer kühnen und muthigen Gemüthsbeschaffenheit seinen Ursprung nimmt. In solch einem Zustande des Gemüths schwillt die Einbildungskraft von einer Menge großer aber verworrener Vorstellungen an, zu denen sich die Schönheiten und Freuden dieser Erde gar nicht passen. Jedes sterbliche und vergängliche Ding erscheint als ein der Aufmerksamkeit unwürdiger Gegenstand, und der Phantasie wird in den unsichtbaren Gegenden der Geisterwelt ein weiter Spielraum eröffnet, worin die Seele Freiheit hat, sich jede Einbildung, welche am meisten mit ihrem gegenwärtigen Geschmack und Zustand übereinkömmt, zu erlauben. Daher jene Entzückungen, jenes Aufstodern und jener überraschende Flug der Einbildungskraft, jene immer zunehmende Kühnheit und Vermessenheit des Geistes. Alle diese Empfindungen, welche sich der Schwärmer nicht erklären kann, und über unsere gewöhnlichen Seelenfähigkeiten hinaus zu schweifen scheinen, pflegen dann der unmittelbaren Eingebung desjenigen göttlichen Wesens zugeschrieben zu wer-

den, welches der Gegenstand der Andacht ist. Der Inspirirte fängt sich in kurzer Zeit als einen ausgezeichneten Liebling der Gottheit zu betrachten an, — und wenn diese Raserei, welche der Gipfel der Schwärmerei ist, einmahl Platz in der Seele genommen hat; so ist jede Grille geheiligt. Die menschliche Vernunft und selbst die Moralität werden als betrügerische Führer verworfen, und der dumme Fanatiker überläßt sich dann blindlings und ohne Einschränkung den vermeinten Einflüssen des Geistes und einer himmlischen Eingebung. Hoffnung, Stolz, Vermessenheit und eine hitzige Einbildungskraft, verbunden mit Unwissenheit, sind daher die wahren Quellen der Schwärmerei.

Diese zwei Arten falscher Religion können zu mancherlei Betrachtungen Anlaß geben; aber ich will mich dießmahl nur auf einige Bemerkungen, ihren verschiedenen Einfluß auf Regierung und Gesellschaft, betreffend, einschränken.

Meine erste Bemerkung ist die: Daß der Aberglaube der priesterlichen Gewalt günstiger, und daß die Schwärmerei jener

jener Gewalt nicht minder, oder gar noch mehr zuwider ist, als gesunde Vernunft und Philosophie. Da sich der Aberglaube auf Furcht, Aengstlichkeit und eine Niedergeschlagenheit des Geistes gründet; so stellt er den Menschen sich selbst in solchen verächtlichen Farben dar, daß er sich, der Gottheit näher zu kommen, für unwürdig hält, und daher dann natürlicher Weise seine Zuflucht zu einer andern Person nimmt, deren Heiligkeit des Lebens, oder vielleicht — Unverschämtheit und Verschlagenheit ihn zu der Meinung verführt haben, daß sie bei der Gottheit selbst in einem größern Credit stehen müsse. Dieser Person nun vertrauen die Abergläubigen gleichsam ihre Andacht an; ihrer Sorge empfehlen sie ihre Gebete, Bitten und Opfer, und durch diese Mittel hoffen sie dann ihre Bitten der erzürnten Gottheit annehmlich zu machen. — Daher der Ursprung der Priester, welche man mit Recht als eine Erfindung jenes furchtsamen und niedrigen Aberglaubens betrachten kann, der stets mißtrauisch gegen sich selbst ist, selbst seine Anbetung nicht darzubringen wagt; sondern sich aus Unwissenheit, der Gottheit durch

Vermittelung ihrer vermeintlichen Freunde und Diener zu empfehlen glaubt. Da sich der Uberglaube fast mit allen Religionssecten, mit den schwärmerischsten selbst, beträchtlich vermischt hat, und nichts als eine gesunde Philosophie jene Gegenstände des Schreckens gänzlich zu besiegen im Stande ist; so hat es denn auch fast bei jeder Religionssecte Priester gegeben. Je mehr sich aber der Uberglaube darein gemischt hat, desto größer ist auch das Ansehn des Priesterthums gewesen.

Auf der andern Seite wird man bemerken, daß alle Schwärmer vom Joche der Geistlichkeit frei gewesen sind, und bei ihrer Andacht immer eine große Unabhängigkeit nebst einer Verachtung aller Formalen, Ceremonien und alter Satzungen an den Tag gelegt haben. Die Quäker sind die berühmtesten, aber auch zu gleicher Zeit die unschuldigsten Schwärmer, die man kennen gelernt hat, — und vielleicht die einzige Secte, die unter sich niemahls Priester duldete. Die Independente nähern sich unter allen englischen Sectirern in Absicht der Schwärmerei und ihrer Freiheit von priesterlicher Knechtschaft den Quäkern am meisten. Ihnen folgen

folgen die Presbyterianer in einer gleichen Entfernung von beiden. Kurz obige Bemerkung ist in der Erfahrung gegründet, und ergibt sich zugleich aus der gesunden Vernunft, wenn wir bedenken, daß die Schwärmerei aus einem angenommenen Stolz und Selbstzutrauen entsteht, und sich selbst für fähig genug hält, sich der Gottheit, ohne eine menschliche Mittelsperson, zu nähern. Ihre von Entzückungen begleitete Andacht ist so glühend, daß sie sich vermittelst ernster Betrachtungen und durch ein Hineinkehren in sich selbst wirklich der Gottheit zu nähern wähnt, und dieß macht es nun, warum sie alle jene äußern Gebräuche und Ceremonien verwirft, wozu nach der Meinung abergläubiger Andächtler der Beistand der Priester so nöthig ist. Der Schwärmer heiligt sich gleichsam selbst, und giebt sich selbst einen heiligen Charakter, der alles weit übertrifft, was Gebräuche und ceremonielle Satzungen einem andern gewähren können.

Meine zweite Bemerkung in Rücksicht dieser Arten von falscher Religion ist: Daß Religionen, welche an der Schwärmerei Antheil nehmen, bei ihrem Anfange

wüthender und heftiger, als diejenigen sind, welche vom Aberglauben unterstützt werden, daß aber auch jene in kurzer Zeit gelinder und gemäßiger werden. Die Heftigkeit dieser Religionsarten, die durch die Neuheit erregt, und durch Widerstand angefaßt wurden, erhellet aus unzähligen Beispielen, der Wiedertäufer in Deutschland, der Camisards in Frankreich, der Levellers und anderer Schwärmer in England, und der Covenanters in Schottland. Da die Schwärmerei von heftigen Empfindungen und einer übertriebenen Kühnheit des Charakters ausgeht; so erzeugt sie natürlicher Weise die außerordentlichsten Entschlüsse, vornehmlich aber wenn sie zu der Höhe steigt, daß sie dem betrogenen Schwärmer die Meinung von göttlichen Eingebungen und eine Verachtung gegen die gemeinen Regeln der Vernunft, der Moralität und Klugheit einprägt.

Daher kömmt es denn, daß die Schwärmerei die schrecklichsten Unordnungen in der menschlichen Gesellschaft hervorbringt; aber ihre Wuth gleicht dem Donner und Ungewitter, welches sich in kurzer Zeit selbst wieder erschöpft,
 und

und den Himmel heitrer und ruhiger, als vorher macht. Wenn das erste Feuer der Schwärzerei verrauchet ist; so verfallen alle Fanatiker in die größte Nachlässigkeit und Kälte in Absicht heiliger Gegenstände, indem keine mit gehöriger Autorität versehene Gesellschaft von Männern unter ihnen ist, deren Interesse es erforderte, die religiösen Aufwallungen zu unterhalten, und da es keine Gebräuche, keine Ceremonien und heilige Regeln unter ihnen giebt, welche in das gemeine Leben einfließen und jene geheiligten Maximen vor der Vergessenheit sichern könnten. Der Aberglaube hingegen schleicht stufenweise und unmerklich immer weiter, macht die Menschen zahm und gehorsam; kann von Obrigkeiten angenommen werden, und scheint dem Volke unschädlich zu seyn, — bis endlich die Priester, nachdem sie ihre Autorität fest gegründet haben; durch ihre endlosen Zänkereien, Verfolgungen und Religionskriege die Tyrannen und Stöhrer der menschlichen Gesellschaft werden. Welche gelinde Schritte that nicht die römische Kirche um ihre Macht zu gründen? aber in welche erschrecklichen Unruhen

ſie nicht ganz Europa, um jene Macht zu erhalten. Auf der andern Seite ſind unſere Sectirer, welche vorher ſo fromme Andächtler waren, nun wirkliche Freidenker geworden, und die Quäcker ſcheinen ſich ſehr der einzigen regulairn Geſellſchaft von Deiften, die es in der Welt giebt, zu nähern, — nemlich den Gelehrten (literati) oder Schülern des Confucius in China, welche keine Priester, oder kirchliche Einrichtungen haben.

Meine dritte Bemerkung iſt die: Daß der Aberglaube wider, und die Schwärmerei für die bürgerliche Freiheit iſt. Eine Bemerkung, die ſchon dadurch hinlänglich bewieſen wird, daß der Aberglaube unter der Gewalt der Priester ſeufzt, die Schwärmerei hingegen alle kirchliche Gewalt aufhebt, nicht zu gedenken, daß die Schwärmerei, weil ſie eine Krankheit einer kühnen und ehrgeizigen Gemüthsart iſt, natürlicher Weiſe von einem Geiſte der Freiheit begleitet wird; da hingegen der Aberglaube die Menſchen gehorſam und kriechend macht, und zur Sklaverei gewöhnt. Wir lernen aus der englischen Geſchichte, daß die Independenten und Deiften, ob ſie gleich
gerade

gerade entgegengesetzte Religionsprincipien hatten, während der bürgerlichen Kriege doch in Absicht verschiedener politischen Grundsätze mit einander übereinkamen, und für ein gemeines Wesen gleich eingenommen waren, und seit dem Ursprung der Whigs und Torns sind die Anführer der letztern entweder Deisten oder erklärte Latitudinarien in ihren Grundsätzen gewesen, das heißt, Freunde der Toleranz und gleichgültig gegen jede andere christliche Privatsecte, unterdessen alle die Sectirer, welche von der Schwärmerei sehr angesteckt waren, stets und ohne Ausnahme es mit dieser Parthei in Vertheidigung der bürgerlichen Freiheit gehalten haben. Die Aehnlichkeit in ihren abergläubischen Meinungen vereinigte lange die Torns und Catholiken in Behauptung ihrer Vorrechte und der königlichen Gewalt; obgleich neuerlich die Toleranz der Whigs die Catholiken wieder mit dieser Parthei vereint zu haben scheint.

Die Molinisten und Jansenisten in Frankreich unterhielten tausend verworrene Streitigkeiten unter einander; die nicht einmal werth sind, daß ein Mann von Verstande seine Aufmerksamkeit darauf richtet; was aber

diese zwei Secten vorzüglich von einander unterscheidet, und allein Aufmerksamkeit verdient, ist der verschiedene Geist ihrer Religion. Die Molinisten, welche von den Jesuiten angeführt wurden, waren große Freunde des Uberglaubens, strenge Beobachter äußerer Formeln und Ceremonien, und dem Ansehn der Priester und hergebrachten Traditionen ergeben. Die Jansenisten waren Schwärmer und große Anhänger einer leidenschaftlichen Andacht, und eines innern Lebens, von priesterlicher Autorität wenig abhängig, und doch mit einem Wort, halb Catholiken. Die Folgen stimmten genau mit vorhergehender Bemerkung überein. Die Jesuiten waren die Tyrannen des Volks, und die Sklaven des Hofes, und die Jansenisten unterhielten noch die kleinen Funken von Freiheitsliebe, welche bei der französischen Nation angetroffen wurden.

IV.

Locke's

A b h a n d l u n g

ü b e r

die angebörnen praktischen
Grundwahrheiten.

1. Wenn die speculativen Grundwahrheiten, wovon wir im vorhergehenden Capitel geredet haben, nicht von allen Menschen allgemein angenommen werden; so ist es nun noch evidenter, daß die practischen Principien keine allgemeine Ausnahme finden können, — und ich glaube, daß es sehr schwer seyn würde, einen moralischen Grundsatz von der Beschaffenheit anzuführen, daß er so allgemein und schnell, wie der Grundsatz: Was ist, das ist, angenommen, oder für eine so bekannte Wahrheit als der Satz: Daß ein Ding unmöglich zu gleicher Zeit seyn und nicht seyn könne, gehalten werden sollte. Hieraus ergibt sich deutlich, daß den moralischen Grundsätzen das Recht, angeboren zu seyn, vielweniger als den speculativen zukomme, und daß
man

man mehr Ursache hat zu zweifeln, daß jene, als daß diese von Natur der menschlichen Seele eingeprägt seyn sollten. Dieß heißt nicht so viel, als ob man auf irgend eine Art die Wahrheit der verschiedenen moralischen Principien bezweifeln wollte, — sie sind so wahr als die speculativen; aber sie haben nicht den gleichen Grad der Evidenz; die speculativen Grundwahrheiten, die ich eben angeführt habe, sind durch sich selbst klar; was aber die moralischen Grundsätze betrifft; so kann man sich nicht anders, als durch Vernunftschlüsse, durch Untersuchungen und durch eine Anstrengung des Geistes von ihrer Wahrheit versichern. Sie kommen uns nicht wie eben so viel von der Natur der Seele eingeprägte Charaktere vor, — denn wenn sie uns wirklich auf diese Art eingedrückt wären, so würden sie nothwendiger Weise durch sich selbst klar seyn, und von allen Menschen vermöge ihrer eigenen Vernunft als gewiß erkannt werden können. Wenn man aber den moralischen Principien das Vorrecht des Angeborens seyns nicht zugestehen will, was ihnen auch nicht zukommt; so schwächt man doch ihre Wahrheit und Gewißheit eben so wenig,

wenig, so wenig man die Wahrheit und Gewißheit des Sages heruntersetzt, daß die drei Winkel eines Triangels zwei rechten gleich sind, wenn man sagt: daß dieser Satz nicht so evident, als der andere ist, daß das Ganze größer, als sein Theil sey, und daß er nicht sogleich angenommen wird, sobald man ihn das erste mahl gehört hat. Genug, daß die moralischen Grundwahrheiten bewiesen werden können, so daß die Schuld bloß an uns liegt, wenn wir uns nicht von ihrer Wahrheit überzeugt haben. Da aber viele Menschen die moralischen Grundwahrheiten durchaus gar nicht kennen, und wieder andere ihnen nur einen schwachen und veränderlichen Beifall schenken; so erhellet deutlich, daß sie nichts weniger, als angeboren sind, und daß viel daran fehlt, als daß sie sich — ohne ein mühsames Aufsuchen, durch sich selbst in ihrer Gewißheit darsteilen sollten.

2. Um nun aber zu wissen, ob es irgend ein moralisches Princip gebe, worinn alle Menschen übereinkommen; so wende ich mich an diejenigen, welche einige Kenntniß der Geschichte und der Menschen besitzen, und sich gleichsam außer ihrer Heimath auch umgesehen haben.

Denn

Denn wo ist eine praktische Grundregel, die ohne Schwierigkeit allgemein angenommen wird, wie sie doch allgemein angenommen werden müßte, wenn sie wirklich angeboren wäre? Die Ausübung der Gerechtigkeit, und die Haltung der Verträge ist eine Sache, worin die meisten Menschen übereinzukommen scheinen. Man glaubt, daß dieser Grundsatz selbst in den Höhlen der Räuber und in den Gesellschaften der größten Bösewichter und Verbrecher gelte, indem diese Unmenschen selbst eine gegenseitige Treue, und die Regeln der Gerechtigkeit untereinander beobachten. Ich gebe es zu, daß auch die Banditen sich unter einander darnach richten; das kommt aber nicht daher, weil sie Regeln der Gerechtigkeit unter sich als angeborne moralische Grundwahrheiten, oder als ihrer Seele eingeprägte Naturgesetze beobachten; sondern weil sie darin miteinander übereingekommen sind, und ihre Ausübung zur Erhaltung ihrer Gesellschaft für absolut nothwendig halten. Denn es ist unmöglich zu begreifen, daß ein Mensch die Gerechtigkeit für ein moralisches Grundgesetz halten könne, wenn er in der nemlichen Zeit, da er jene Regeln mit seiner Räuber:

ber:

verbände beobachtet, den ersten besten Menschen plündert, oder tödtet. Die Gerechtigkeit und Wahrheit sind die gemeinschaftlichen Bande aller Gesellschaft, und dieß ist der Grund, warum Banditen und Räuber, welche mit den übrigen Menschen gebrochen haben, Treue und Glauben und gewisse Regeln der Gerechtigkeit unter sich zu beobachten verbunden sind, weil sie ohne dieselben nicht zusammen leben könnten. Aber wer wollte nun daraus den Schluß machen, daß diesen Leuten, welche bloß vom Raube und Betrug leben, die Grundsätze der Wahrheit und Gerechtigkeit, denen sie ihre Beistimmung geben, in die Seele geschrieben seyn müßten? —

3. Man wird vielleicht sagen: Daß das Betragen der Räuber ihren eigenen Begriffen (von Recht und Unrecht) zuwider laufe, und daß sie heimlich das Gegentheil ihrer Handlungen billigten. Ich antworte hierauf erstlich: daß man nach meiner Meinung die Gedanken der Menschen nicht besser, als durch ihre Handlungen kennen lernen kann. Da nun aber aus den Handlungen der meisten Menschen, und aus dem öffentlichen Geständniß verschiedener unter ihnen erhellet, daß sie an der Wahrheit

G

jener

jener Principien gezweifelt, oder sie gar geläugnet haben; so kann man ohnmöglich behaupten, daß sie allgemein angenommen worden sind, ohne welche Allgemeinheit man nicht schließen kann, daß sie angeboren wären; — und außerdem sind es auch nur immer erwachsene Leute, welche diesen Arten von Grundsätzen ihren Beifall schenken. **Zweitens**, ist es etwas ganz Seltsames und läuft durchaus wider alle gesunde Vernunft, angeborne Grundsätze anzunehmen, die sich auf bloße Speculation beziehen. Wenn die Natur unsrer Seele praktische Grundwahrheiten eingeprägt hat; so ist ohne Zweifel aus der Absicht geschehen, daß sie in Ausübung gebracht werden sollen, und folglich müssen sie ihnen gleichförmige Handlungen und nicht bloß eine Uebereinstimmung, vermöge welcher sie als wahr angenommen werden, hervorbringen. Ich gebe es zu, daß die Natur allen Menschen ein Verlangen, glücklich zu seyn, und eine starke Abneigung gegen das Gegentheil eingeprägt hat. Dieß sind eigentlich die praktischen Principien, welche uns wirklich angeboren sind, und welche nach der Bestimmung eines jeden praktischen Grundsatzes einen beständigen

digen

digen Einfluß auf alle unsre Handlungen haben. Bei allen Menschen, von welchem Alter sie auch seyn mögen, kann man dergleichen Principien ununterbrochen bemerken; aber es sind nur Neigungen der menschlichen Seele zum Guten, nicht Eindrücke irgend einer Wahrheit, die unserm Verstande eingeprägt ist. Ich gebe es ferner zu, daß es in der menschlichen Seele gewisse ihr natürlich eingedrückte Neigungen giebt, und daß sich vermöge der ersten Eindrücke, welche die Menschen durch Hülfe der Sinne bekommen, gewisse Dinge finden, wozu sie einen Hang, oder wogegen sie eine Abneigung haben; — aber dieß beweist noch nicht, daß es unsrer Seele angeborne Charakter giebt, welche als wirkliche Erkenntnißregeln unser Verhalten ordnen müßten. Weit entfernt, daß man daraus das Daseyn dieser Charakter bestätigen könnte, kann man vielmehr im Gegentheil daraus folgern, daß durchaus dergleichen nicht vorhanden sind. Denn, wenn es in unsrer Seele wirklich gewisse ihr als eben so viel Erkenntnißgründe natürlich eingeprägte Charaktere geben sollte; so könnten wir sie nicht anders, als aus ihren Wirkungen in uns wahr-

nehmen, — so wie wir den Einfluß anderer natürlichen Eindrücke empfinden, den sie auf unsern Willen und unsre Begierden äußern, ich meine z. B. das Verlangen glücklich, und die Furcht unglücklich zu seyn. Zwei Principien, die unaufhörlich in uns wirken, und die Triebfedern und unveränderlichen Beweggründe aller unsrer Handlungen sind, und wobei wir fühlen, daß sie uns unaufhörlich fortstoßen, und zum handeln bestimmen.

4. Ein anderer Grund, warum ich an dem Daseyn irgend einer angeborenen praktischen Grundwahrheit zweifle, ist der, daß man, wie ich glaube, keine moralische Regel angeben kann, nach deren innern Grunde man nicht erst noch mit Recht fragen könnte. Dieß würde aber lächerlich und ungereimt seyn, wenn es gewisse angeborne, durch sich selbst klare moralische Grundsätze geben sollte. Denn jedes angeborne Principium muß an sich selbst schon so evident seyn, daß man, um seine Wahrheit einzusehen, keines Beweises, noch eines Grundes, um es allgemein anzunehmen, nöthig hat. Man würde diejenigen Leute in der That für nicht recht geschent halten, welche fragen,
oder

oder einen Grund angeben wollten; warum ein Ding unmöglich zu einerlei Zeit seyn und nicht seyn könne? Dieser Satz schließt seine eigene Evidenz in sich, und hat keines Beweises nöthig, so daß derjenige welcher seine Ausdrücke versteht, ihn sogleich in Betracht seiner eigenen Selbstklarheit annimmt; oder es wird ihn sonst nichts zu seiner Annahme vermögen können. Wenn man aber die moralische Regel vortrüge, — welche die Quelle und der unerschütterliche Grund aller geselligen Tugenden ist: was du willst, daß dir andre thun sollen, das thue ihnen auch, wenn man, sage ich, diese Regel jemandem vortrüge, der davon noch nie vorher etwas gehört hätte, übrigens aber doch den Sinn des Satzes verstehen könnte, würde derselbe nicht, ohne eine Ungereimtheit zu begehen, nach dem Grunde desselben fragen können? und würde der, der ihn vorgetragen hätte nicht verbunden seyn, seine Wahrheit anschaulich zu machen? Hieraus folgt deutlich, daß dieses Gesetz uns nicht angeboren ist, weil, wenn dieß wäre, es keines Beweises bedürfte, und auch nicht erst erläutert werden müßte; sondern als eine un-

widersprechliche und zweifellose Wahrheit anerkannt werden würde, sobald sie nur ausgesprochen wäre, und man ihren Sinn begriffen hätte. Woraus denn ganz deutlich folgt, daß die Wahrheit moralischer Regeln von einer andern vorhergehenden Wahrheit abhängt, aus welcher sie durch Hülfe der Vernunft abgeleitet werden müsse, was aber nicht seyn konnte, wenn diese Regeln angeboren, oder durch sich selbst klar wären.

5. Die Beobachtung der Verträge ist ohnstreitig eine der größten und ausgemachtesten Pflichten der Moral. Wenn ihr aber einen Christen, welcher eine Belohnung und Bestrafung nach diesem Leben glaubt, fragt: warum jemand sein Wort halten müsse? so wird er den Grund davon angeben, weil Gott als der Herr über ewiges Glück, oder Unglück es befohlen hat. Wenn ihr einen Hobbesianer fragt; so wird er euch antworten, weil es das gemeine Beste erfordert, und euch der Leviathan strafen wird, wenn ihr das Gegentheil thut, und endlich ein heidnischer Philosoph würde euch auf die vorgelegte Frage antworten, daß, sein Versprechen nicht zu halten, etwas Ehrloses, der Würde

Würde des Menschen Unanständiges und der menschlichen Tugend zuwiderlaufendes sey, als welche Tugend die menschliche Natur zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit erhebe, wohin sie gelangen könne.

6. Daher rühret denn natürlicher Weise die große Verschiedenheit der Meinungen, welche unter den Menschen im Betracht der moralischen Regeln angetroffen werden, — indem sie nemlich ganz verschiedene Arten von Glückseligkeit im Gesicht haben, oder sich um deren Erlangung bemühen. Eine Verschiedenheit, welche ihnen durchaus unbekannt seyn würde, wenn es angeborne und von Gott unmittelbar der menschlichen Seele eingedrückte moralische Principien gäbe. Ich gebe es zu, daß das Daseyn der Gottheit aus so vielen Gründen hervorleuchtet, und daß der Gehorsam, den wir diesem höchsten Wesen schuldig sind, mit dem Licht der Vernunft so übereinstimmt, daß ein großer Theil des Menschengeschlechts dieß Gesetz der Natur in Absicht dieses wichtigen Punkts bestätigt. Gleichwohl muß man nach meiner Meinung gestehen, daß alle Menschen mehrere moralische Regeln allgemein annehmen können,

ohne doch den wahren Grund der Sittlichkeit zu kennen, oder anzunehmen, — welcher kein anderer, als der Wille, oder das Gesetz Gottes seyn kann, der, indem er alle Handlungen der Menschen sieht, und ihre geheimsten Gedanken durchdringt, Strafen und Belohnungen gleichsam in seinen Händen, und Gewalt genug hat, den unverschämtesten Verbrecher zur Rechenenschaft zu fordern. Denn da Gott die Tugend und öffentliche Glückseligkeit unzertrennlich miteinander verbunden, und zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft die Ausübung der Tugend nothwendig gemacht hat, es ferner auch für alle Menschen vortheilhaft ist, wenn sie mit rechtschaffenen Leuten zu thun haben; so darf man sich nicht wundern, daß nicht nur ein jeder jene Regeln billigen, sondern sie auch andern empfehlen wird, weil er nemlich überzeugt ist, daß aus der Beobachtung derselben große Vortheile für ihn entspringen. — Er kann, sag' ich, eben so wohl aus Interesse, als aus Ueberzeugung, diese Regeln für heilige Grundgesetze halten, weil, wenn sie entweicht, und unter die Füße getreten werden, er selbst nicht mehr sicher seyn kann. Ob nun gleich eine solche

Billi-

Billigung der moralischen und ewigen Verbindlichkeit, die diese Regeln deutlich mit sich führen, nichts benimmt; so ist doch ein Beweis, daß die äußere und mündliche Uebereinkunft der Menschen in denselben es gar nicht ausmacht, daß sie angeboren seyn müßten. Ja was sag ich? Diese Billigung beweist nicht einmahl, daß sie die Menschen innerlich als unverbrüchliche Regeln ihres Verhaltens betrachten, weil man täglich bemerkt, daß sie sich aus Privatinteresse, oder des Wohlstandes wegen äußerlich zu diesen Regeln verpflichten, und sie öffentlich billigen; ob man gleich an ihren Handlungen deutlich sehen kann, daß sie an den Gesetzgeber, der ihnen jene Regeln vorgeschrieben hat, noch auch an eine künftige Strafe ihrer Uebertreter, wenig denken.

7. In der That, wenn wir nicht aus Gefälligkeit den meisten Menschen einen höhern Grad der Aufrichtigkeit andichten wollen, als sie wirklich haben, sondern ihre Handlungen als die Ausleger ihrer Gedanken betrachten müssen; so werden wir finden, daß sie an sich nicht die Hochachtung für jene moralischen Regeln, noch auch eine große Ueberzeugung von ihrer Gewiß-

heit und Verpflichtung dazu empfinden. Die große Sittenlehre, zum Beispiel, daß wir das andern thun sollen, wovon wir wünschen, daß sie es uns thun möchten, wird weit mehr empfohlen, als wirklich ausgeübt. Die Uebertretung dieser Regel aber würde nicht so strafbar seyn, als uns der Unsinn desjenigen, welcher andere lehren wollte, daß es kein Gebot der Moral sey, wozu man verbunden wäre, ungereimt und dem Interesse selbst zuwider scheinen würde, was sie durch Verletzung jenes Gebots zu erhalten suchen.

8. Man wird aber vielleicht sagen: daß, weil uns das Gewissen über die Uebertretung dieser Regeln Vorwürfe macht, wir in uns die Billigkeit und Verbindlichkeit derselben anerkennen müßten. Ich antworte hierauf, daß, so wie nach meiner Ueberzeugung viele Menschen zur Kenntniß vieler andern Wahrheiten gelangen, sie nun auch zur Kenntniß von der Gerechtigkeit und Verbindlichkeit mehrerer moralischen Regeln gelangen können, ohne daß sie die Natur unserm Herzen eingeschrieben hat. Noch andre können durch Erziehung, durch Umgang mit andern Menschen, und durch die Sitten und Gebräuche ihres Landes von jenen Regeln

geln unterrichtet worden seyn. — Hat man sich hievon nun einmahl überführt; so wird dadurch das Gewissen in Bewegung gesetzt, welches doch nichts anders, als das Urtheil über unsre Handlungen ist; oder wenn das Gewissen ein Beweis von dem Daseyn angeborner moralischen Principien wäre; so müßten sie sich nicht einander widersprechen können, indem gewisse Leute das aus einem Gewissensgrunde thun, was andre aus eben diesem Grunde vermeiden.

9. Wenn nun aber diese moralischen Regeln angeboren und von der Natur unsrer Seele eingedrückt wären, so ließe sich nicht begreifen, wie sie die Menschen mit ruhigem Gewissen übertreten könnten. Man stelle sich eine im Sturm eroberte Stadt vor, und sehe, ob die von Mordsucht und Raubbegierde angefeuerten Soldaten eine Hochachtung für die Tugend, für irgend einen moralischen Grundsatz, oder eine Gewissensunruhe bei allen den Ungerechtigkeiten fühlen, die sie begehen. Nichts weniger, als dieß. Räubereien, Gewaltthatigkeiten, Mordthaten sind das Lustspiel für Leute, die dieß Verbrechen zu begehen, Freiheit haben

haben, ohne daß sie deswegen zur Rechenschaft oder Strafe gezogen werden. Hat es nicht sogar ganze und zwar sehr gebildete Nationen (Griechen und Römer) gegeben, welche, ihre Kinder auszusetzen, und sie vor Hunger sterben, oder von wilden Thieren zerreißen zu lassen, für eben so erlaubt gehalten haben, — als sie zu zeugen? Es giebt noch heut zu Tage Länder, wo man die Kinder mit ihren Müttern lebendig begräbt, wenn diese bei der Niederkunft sterben, oder man bringt sie um, wenn irgend ein Sternseher versichert, daß sie unter einem bösen Gestirn geboren worden sind. In andern Gegenden bringen die Kinder ihre Eltern, wenn sie zu einem gewissen Alter gelangt sind, ohne alle Gewissensunruhe um. In einem asiatischen Lande wirft man den Kranken, wenn man an seinem Aufkommen verzweifelt, in eine gemachte Grube, setzt ihn Wind und Wetter aus, und läßt ihn unbarmherzig und hilflos umkommen.*) Bei den Mingreliern, welche sich doch zur christlichen Religion bekennen, ist's was ganz Gewöhnliches, ihre Kinder ohne alle Bedenklichkeit lebendig zu begraben.**)

An-

*) Gräber bei Chevenot. Th. IV. S. 13.

**) Lambert bei Chevenot, S. 38.

Anderstwo essen die Väter ihre eigenen Kinder.*) Die Caraien haben die Gewohnheit, ihre Kinder zu castriren, damit sie sie desto besser mästen und hernach fressen können.**) Und Garcillasso de la Vega erzählt von gewissen Völkern in Peru, daß sie die gefangenen Weibspersonen zu ihren Beischläferinnen machten, die mit ihnen erzeugten Kinder bis ins dreizehente Jahr auß delikateste fütterten, und hernach äßen, und daß sie mit den Müttern eben so verführen, wenn sie keine Kinder mehr zur Welt bringen könnten.***) Die Tupinambous kannten kein besseres Mittel, ins Paradies zu kommen, als wenn sie sich auß grausamste an ihren Feinden rächten, und recht viel von ihnen auffraßen. †) Diejenigen, welche die Türken zu ihren Heiligen machen, führen ein Leben, welches man nicht ohne die Ehrbarkeit zu beleidigen, beschreiben kann. Man findet hierüber eine sehr merkwürdige Stelle in Baumgartens Reisen. Da dieß Buch ziemlich selten ist; so will ich die ganze

*) Vossius de Nili orinige. Kap. 18. 19.

**) P. Mart. Dec. 1.

***) Geschichte der Inkas. B. 1. Kap. 12.

†) Lery, Kap. 16.

ganze Stelle in der Sprache, worin es abgefaßt ist, hersehen: „Daselbst, (nemlich in der Gegend von Belbes in Egypten) sahen wir einen Saracenischen Heiligen zwischen den Sandhügeln so nackend, wie er aus Mutterleibe gekommen war, sitzen. Die Mahomedaner pflegen, wie wir vernommen haben, diejenigen für Heilige zu halten, und als solche zu verehren, welche den Verstand verlohren haben, so wie auch diejenigen, welche vorher lange ein äußerst schmutziges Leben geführt haben, und nachher sich zu einer freiwilligen Buße und Armuth entschließen. Dergleichen Leute haben eine unumschränckte Freiheit, nach ihrem Belieben in die Häuser zu gehen, darin zu essen und zu trinken, und, was noch mehr ist, bei den Weibern zu schlafen. Wenn aus einem solchen Beischlaf ein Kind erzeugt wird; so wird es gleichfalls für heilig gehalten. Solchen Personen erweisen sie, so lange sie leben, große Ehre, wenn sie aber gestorben sind, werden ihnen Tempel und große Denkmähler errichtet, und man hält es für das größte Glück, wenn man sie finden, und zur Erde bestatten kann. Wir haben diese Nachrichten, so wie die folgenden

von

von unserm Mucrole durch einen Dolmetscher erhalten. Ueberdem wurde uns der Heilige, den wir daselbst gesehen, vorzüglich als ein frommer, göttlicher und rechtschaffener Mann öffentlich gerühmt — weil er nemlich weder mit Weibern noch Knaben, sondern nur immer mit Eselinnen und Maulthieren zu thun gehabt hätte. *)

Wo

*) Baugart. Peregrin. Lib. 2. Cap. 1. Pag. 73. Ibi (scil. prope Belbes in Aegypto) vidimus sanctum unum Saracenicum inter arenarum cumulos, ita ut ex utro matris prodiit nudum sedentem. Mos est, ut didicimus, Mahometistis, ut eos, qui amentes et sine ratione sunt, pro sanctis colant et venerentur. Insuper et eos, qui cum diu vitam egerint inquinatissimam, voluntariam demum poenitentiam et paupertatem, sanctitate venerandos deputant. Ejusmodi vero genus hominum libertatem quandam effraenam habent, domos quos volunt intrandi, edendi, bibendi et quod majus est, concubendi; ex quo concubitu, si proles secuta fuerit, sancta similiter habetur. His ergo hominibus, dum vivunt, magnos exhibent honores: mortuis vero vel templa, vel monumenta exstruunt amplissima, eosque contingere ac sepelire maximae fortunae ducunt loco. Audi-

Wo sind denn nun in den erstern und eben jetzt angeführten Beispielen die angeborenen Grundwahrheiten der Gerechtigkeit, der kindlichen und elterlichen Liebe, der Dankbarkeit, der Billigkeit und der Keuschheit? Und wo ist nun die allgemeine Uebereinstimmung, welche uns jene in die Seele gegrabenen Grundsätze darthun könnte? Wo die Quelle aus Gewohnheit für etwas Nüchternes gehalten werden, da werden Mordthaten ohne alle Gewissensqual begangen, und in gewissen Gegenden ist eine große Schande, in Absicht dieses Punkts ganz unschuldig zu seyn. Wenn wir endlich unsere Aufmerksamkeit auf den übrigen Theil der Menschen richten, und sie so betrachten, wie sie

würk-

divimus haec dicta et dicenda per interpretem a Mucrelo nostro. Insuper Sanctum illum, quem eo loco vidimus, publicitus apprime commendari, eum esse hominem sanctum, divinum ac integritate praecipuum, eo quod nec feminarum unquam esset nec puerorum, sed tandummodo a felorum concubitor ac mularum. Man kann auch über diese von den Türken so hochgeachtete Heilige das nachsehen, was P. della Valle in einem Briefe vom 25 Januar 1616 hierüber sagt.

würklich sind; so werden wir finden, daß sich die einen an diesem Orte ein Gewissen daraus machen, etwas zu thun, oder nicht zu thun, inzwis- chen andre an andern Orten eine Belohnung zu verdienen glauben, wenn sie sich der nem- lichen Sachen enthalten, die jene auf Antrieb ihres Gewissens thaten, oder die Handlungen unternehmen, die die erstern nicht zu unterneh- men wagten.

10. Wer sich die Mühe geben will, die Geschichte des menschlichen Geschlechts sorgfältig durchzulesen, und mit einem unpartheiischen Auge das Betragen der Bewohner dieser Erde zu untersuchen, wird sich selbst überzeugen kön- nen, daß man, diejenigen Pflichten ausgenom- men, welche zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft durchaus nöthig sind (welche doch auch nur zu oft von ganzen Societäten in Rück- sicht auf andre übertreten werden) kein mora- lisches Princip angeben, oder irgend eine Regel der Tugend denken kann, welche nicht in einem andern Theil der Welt verworfen, oder der nicht durch das Betragen ganzer Gesellschaften, die sich durch gerade entgegengesetzte praktischen Grundsätze leiten lassen, widersprochen werden sollte.

11. Man wird vielleicht hier den Einwurf machen, daß die Uebertretung einer Regel noch kein Beweis sey, daß sie deswegen gerade unbekannt seyn müßte. Der Einwurf läßt sich hören, wenn diejenigen, die die moralische Regel nicht beobachten, sie nicht als ein wirkliches Gesetz gelten lassen, und wenn man noch einige Hochachtung für dieselben hat, aus Furcht entehrt, getadelt oder gestraft zu werden, wenn man sie übertreten hat. Aber es ist unbegreiflich, daß eine ganze Nation das, was alle ihre Mitglieder ganz gewiß als ein wahrhaftes Gesetz anerkennen würden, verwerfen sollte (denn eine dergleichen Kenntniß müssen durchaus alle von solchen Gesetzen haben,) wenn sie von Natur der Seele eingeprägt wären. Es läßt sich freilich wohl begreifen, daß zuweilen Leute gewisse moralische Regeln als wahr annehmen, ob sie sie gleich innerlich für falsch halten, und daß auch gewisse Leute in verschiedenen Fällen Gebrauch davon machen, — um ihren guten Namen zu behaupten, und sich die Hochachtung derjenigen zu erwerben, die jene Regeln für nothwendige Verbindlichkeiten halten; aber es übersteigt allen Glauben, daß eine ganze Men-

Menschengesellschaft öffentlich und allgemein eine Regel, die ein jeder als ein Gesetz ansieht, von deren Wahrheit und Billigkeit alle überzeugt sind, und von der man weiß, daß alle, mit denen man zu thun hat, das nemliche Urtheil fällen, — daß, sag ich, eine solche Regel von einer ganzen Menschengesellschaft verworfen und übertreten werden könne. In der That würde auch ein jedes Mitglied dieser Gesellschaft, welches ein solches Gesetz verachten wollte, die Verachtung und den Abscheu aller andern zu fürchten haben. Denn ein jeder, welcher die natürlichen Gränzen des Rechts und Unrechts kennt, und doch nichts, um sie zu verwirren, unterläßt, kann für nichts anders, als für einen erklärten Feind der Ruhe und Glückseligkeit der Gesellschaft, von der er ein Mitglied ist, angesehen werden; — ein jedes praktische Princip aber, das uns angeboren seyn sollte; müßte nothwendiger Weise von einem jeden als gerecht und vortheilhaft angesehen werden. Es ist daher beinahe ein Widerspruch, daß ganze Nationen mit einander übereinkommen sollten, einmüthig und allgemein etwas so wohl durch ihre Worte, als durch ihre Handlungen zu

läugnen, von dessen Wahrheit, Billigkeit und Güte ein jeder aufs vollkommenste überzeugt wäre. Hieraus erhellet zur Genüge, daß keine praktische Grundwahrheit, welche irgendwo allgemein und mit öffentlicher Billigung übertreten wird, für angeboren gelten kann. Doch ich habe noch etwas anders auf den eben angeführten Einwurf zu antworten.

12. Es folgt nicht, sagt man, daß ein Gesetz unbekannt sey, weil es übertreten wird. Ich gebe es zu. Allein ich behaupte, daß eine öffentliche Erlaubniß ein Gesetz zu übertreten, beweist, daß es nicht angeboren sey. Wir wollen einmahl zum Beispiel einige von diesen Regeln vornehmen, welche die wenigsten Menschen zu läugnen, oder in Zweifel zu ziehen, verwegen und unverschämt genug gewesen sind, weil sie aus Folgerungen bestehen, die sich der menschlichen Vernunft sehr leicht darstellen, und mit den natürlichen Neigungen der meisten Menschen übereinstimmen. Wenn es irgend eine Regel giebt, die man für angeboren halten könnte; so scheint mir dieses Vorrecht keiner andern so sehr als dieser zukommen: — Eltern liebt und erhält eure Kinder!
Wenn

Wenn man sagt, daß diese Regel angeboren sey; so muß man eins von beiden darunter verstehen, entweder, daß es eine von allen Menschen beobachtete Grundregel, oder wenigstens, daß es eine in die Seele aller Menschen eingegrabne Wahrheit sey, die folglich allen bekannt und von allen allgemein angenommen werden müsse. Aber diese Regel ist in keinerlei Sinne angeboren. Denn erstlich ist dies kein Princip, welches alle Menschen zu einer Regel ihrer Handlungen machen, wie aus den oben angeführten Beispielen erhellet, und wer weiß denn nicht, — ohne in Mingrelien und in Peru die Beweise von der wenigen Sorgfalt ganzer Völker gegen ihre Kinder, aufzusuchen, die sie sogar selbst umbrachten; ohne sich auf die Grausamkeit einiger barbarischen Nationen zu berufen, welche die Grausamkeit der Thiere selbst übertrifft, daß es eine gewöhnliche und unter den Griechen und Römern eingeführte Gewohnheit war, ihre Kinder unbarmherziger Weise, und ohne alle Gewissensscrupel auszusetzen, wenn sie sie selber nicht aufziehen wollten? Zweitens ist es falsch, daß jene Regel eine angeborne und allen Menschen bekannte Wahrheit sey; denn

es ist weit gefehlt, daß man die Worte: Eltern sucht eure Kinder zu erhalten! als eine angeborene Wahrheit betrachten kann. Ja sie verdienen nicht einmahl den Namen einer Wahrheit, indem sie eigentlich ein Befehl und kein Grundsatz sind, und man folglich auch nicht sagen kann, daß er eine Wahrheit, oder das Gegentheil mit sich führe. Um ihn als etwas wahres betrachten zu können, muß man ihn in einen Satz, wie dieser ist, verwandeln: Es ist die Pflicht der Eltern, ihre Kinder zu erhalten. Aber jede Pflicht führt die Vorstellung eines Gesetzes bei sich, und ein Gesetz kann ohne Gesetzgeber, der es vorgeschrieben, ohne Belohnung und Bestrafung nicht erkannt, noch angenommen werden; so daß man nicht behaupten kann, daß diese oder jene praktische Regel angeboren, das heißt mit der Vorstellung von Pflicht der Seele eingedrückt sey, ohne anzunehmen, daß auch die Vorstellungen von Gott, Gesetz, einem zukünftigen Leben und von Verbindlichkeit und Strafe zugleich angeboren seyn müssen. Denn bei denjenigen Nationen, wovon ich oben geredet habe, haben diejenigen in diesem Leben keine Strafe zu befürchten, welche diese

Regel übertreten, und folglich könnte sie auch nicht in einem Lande die Kraft eines Gesetzes haben, wo der allgemein eingeführte Gebrauch ihr gerade entgegen liefe. Aber diese Vorstellungen, die doch alle angeboren seyn sollen, sind davon, weil überhaupt nichts als Pflicht angeboren seyn kann, so weit entfernt, daß sie nicht einmahl Gelehrten, und denjenigen, die sich auf eine genaue Untersuchung der Dinge legen, geschweige allen übrigen Menschen klar und deutlich vorkommen. In folgendem Kapitel will ich besonders zeigen, daß es unter den jetzt angeführten Ideen eine giebt, welche vor allen andern uns angeboren zu seyn scheint und es dennoch nicht ist; ich meine die Vorstellung von Gott, und ich hoffe, daß ich dieß mit der vollkommensten Ueberzeugung für einen jeden thun werde, welcher meiner Untersuchung zu folgen im Stande seyn wird.

13. Aus dem, was ich eben gesagt habe, kann man nun den sichern Schluß ziehen, daß eine praktische Grundregel, welche irgendwo allgemein und ohne Widerspruch übertreten wird, nicht für angeboren gelten kann. Denn es ist unmöglich, daß die Menschen ohne

Furcht und Schaam, mit kaltem Blut und völliger Zuversicht eine Regel übertreten sollten, die sie kannten, von der sie wußten, daß sie ihnen Gott als eine Pflicht vorgeschrieben habe, und daß er die Uebertreter derselben gewiß auf eine solche Art strafen werde, daß sie die Folgen ihrer schlechten Wahl empfinden würden. Dies mußten sie aber durchaus wissen, wenn die Regel ihnen' angeboren wäre, und ohne eine solche Kenntniß kann man niemahls gewiß seyn, ob man auch zu einer Sache als Pflicht verbunden ist. Ein Gesetz nicht kennen, an seiner Autorität zweifeln, hoffen, daß man der Kunde des Gesetzgebers entweichen, oder seiner Gewalt entgehen kann, — alles dieß kann den Menschen zu einem Vorwande dienen, um sich ihren gegenwärtigen Leidenschaften zu überlassen. Aber man nehme einmahl an, daß man die Sünde, das Verbrechen und zugleich die Strafe bei einander sieht, daß ein Feuer den Verbrecher zu bestrafen stets bereit sey, und daß man bei den Vergnügungen, die uns zur Ausübung einer bösen That reizen wollen, zu gleicher Zeit die Hand der Gottheit bemerkt, die den, welcher der Versuchung nachgiebt, zu bestrafen in

Stande

Stände ist, (denn alle diese Ideen müßte eine angeborene Pflicht durchaus hervorbringen) wenn man, sag ich, dieß annimmt, läßt sich wohl begreifen, daß Menschen in diesem Gesichtspunkte, und bei einer deutlichen und gewissen Kenntniß aller dieser Gegenstände, kühn und ohne Bedenken ein Gesetz verletzen können, das mit unauslöschbaren Zügen in ihre Seele geschrieben ist, und sich ihnen in seinem ganzen Lichte darstellt, wenn sie es übertreten wollen? — läßt sich wohl begreifen, daß Menschen, welche in dem Innern ihrer Seele die heiligsten Befehle eines allmächtigen Gesetzgebers lesen, in der nemlichen Zeit dieselben zu verachten und mit Zuversicht und Vergnügen unter die Füße zu treten im Stande seyn sollten? Endlich ist wohl möglich, daß, während ein Mensch sich geradezu gegen ein angebornes Gesetz und gegen den unumschränkten Gesetzgeber, der es in die Seele geschrieben hat, erklärt, alle, die es ihn begehen sehen, ohne Antheil an seinen Verbrechen zu nehmen, daß die Oberherrn des Volks selbst, welche von dem Gesetz und seinem Urheber die nemliche Idee haben, das, sag ich, sie diesen Menschen das Gesetz übertreten lassen,

ohne es bemerkt zu haben, ohne etwas dagegen zu sagen, und ohne ihr Mißvergnügen deshalb zu äußern, noch ihre Verachtung gegen ein solches Betragen an den Tag zu legen? —

Unsere Begierden sind zwar in der That sehr thätige Triebfedern; allein sie sind so weit davon entfernt, als angeborene Grundregeln der Moral gelten zu können, daß sie uns vielmehr, wenn wir ihnen zur Bestimmung unserer Handlungen freie Gewalt ließen, zur Uebertretung der heiligsten Pflichten verführen würden. Die Gesetze sind gleichsam ein Damm, welchen man dem Strome zügelloser Begierden entgegensetzt. Dieß könnten sie aber nicht ohne Belohnungen und Strafen seyn, wodurch man das Vergnügen aufzuwiegen sucht, das sich der Uebertreter eines Gesetzes zu verschaffen denkt. Wenn also dem Menschen etwas unter der Idee eines Gesetzes eingeprägt wäre; so müßten alle Menschen auf eine gewisse unzweifelhafte Art versichert seyn, daß eine unvermeidliche Strafe die Uebertreter jenes Gesetzes treffen werde. Denn wenn die Menschen das, was ihnen angeboren ist, ignoriren oder in Zweifel ziehen können, was hilft es denn, daß wir von angeborenen Principien
reden

reden und ihre Nothwendigkeit darthun wollen? Weit entfernt, daß sie uns, wie man vergiebt, von der Wahrheit und Gewißheit einer Sache unterrichten könnten; so werden wir uns vielmehr in dem nemlichen Zustande der Ungewißheit befinden, als ob jene Principien gar nicht in uns vorhanden wären. Ein angebornes Gesetz muß von einer deutlichen und gewissen Kenntniß einer unzweifelhaften und harten Bestrafung begleitet werden, damit man das Gesetz nicht zu übertreten versucht werden kann, wenn man sein wahres Beste zu Rathe zieht; wenigstens könnte man auch ein angebornes Evangelium voraussetzen, wenn man ein angebornes Gesetz annimmt. Uebrigens würde man einen sehr unrichtigen Schluß machen, wenn man aus meiner Widerlegung angebornen Gesetze folgern wollte, daß ich gar keine positiven Gesetze glaube. Hier würde man mich durchaus mißverstehen. Es giebt einen großen Unterschied zwischen einem angebornen Gesetz, und einem Naturgesetz, zwischen einer ursprünglich uns eingegrabenen Wahrheit und einer andern, die wir nicht wissen, die wir uns aber durch die natürlichen Fähigkeiten unserer Seele erwerben können

können. Was mich betrifft, so glaub ich, daß diejenigen, welche in die entgegengesetzten Extreme fallen, sich auf eine gleiche Art betrügen, ich meine diejenigen, welche entweder ein angeborenes Gesetz annehmen; oder läugnen, daß vermittlest der Vernunft, ohne Beihülfe einer positiven Offenbarung, ein Gesetz erkannt werden könne. —

14. Es ist so sehr ausgemacht, daß die Menschen nicht in allgemeinen Moralprincipien mit einander übereinkommen, daß ich es nicht weiter für nöthig erachte, die Unmöglichkeit jener allgemeinen Uebereinstimmung in moralischen Grundsätzen darzuthun. Schon dieß muß uns auf den Gedanken bringen, daß die Voraussetzung solcher Principien nichts, als eine aus Scherz erfundene Meinung sey, weil die Vertheidiger derselben so außerordentlich zurückhaltend sind, uns jene Principien genau zu detailliren, und dieß konnte man doch mit Recht von denen erwarten, welche sich so sehr auf diese Meinung stützen. Ihre Zurückhaltung veranlaßt uns, daß wir entweder in ihre Einsichten, oder in ihre Menschenliebe ein Mißtrauen setzen müssen; denn da sie behaupten, daß die
Gott-

Gottheit die Gründe aller menschlichen Kenntnisse, und die Regeln unserer Handlungen in die Seele gegraben habe; so interessiren sie sich doch so wenig für den Unterricht und die Ruhe ihrer Nebenmenschen, die sich über diesen Gegenstand so unglücklich entzweien, daß sie uns nicht einmahl jene Principien menschlicher Kenntnisse und Handlungen anzuzeigen suchen. In der That aber, wenn es dergleichen Principien gäbe; so würde es nicht einmahl nöthig seyn, sie jemandem anzuzeigen. Denn wenn die Menschen dieselben in sich eingegraben fänden, so würden sie dieselben leicht von andern in der Folge erlernten Wahrheiten unterscheiden, dieselben davon ableiten, und die Anzahl jener Grundsätze bestimmen können. Wir würden von ihrer Anzahl dann eben so versichert seyn, wie wir es in Absicht unserer Finger sind, und man würde dann nicht verfehlen, sie nach einander in allen Systemen aufzuführen. Da aber, so viel ich ich weiß, noch niemand ein genaues Verzeichniß jener angeborenen Sätze zu geben versucht hat; so kann man auch diejenigen nicht tadeln, welche an der Wahrheit jener Voraussetzung zweifeln, indem diejenigen,

uns

und dergleichen Sätze zu glauben aufdringen wollen, und gar nicht sagen: welches jene Grundwahrheiten sind. Es läßt sich leicht voraussehen, daß, wenn verschiedene Anhänger verschiedener Secten es unternehmen sollten, und ein Verzeichniß solcher angeborenen praktischen Grundwahrheiten zu liefern, sie nur die in diese Classe setzen würden, welche sich mit ihren Hypothesen vertragen, und geschickt wären, die Meinungen ihrer Schulen oder Kirchen geltend zu machen. Ein evidentere Beweis, daß es keine solche angeborene Wahrheiten giebt. Ja noch mehr, ein großer Theil von Menschen ist so weit entfernt, in sich dergleichen angeborene moralische Wahrheiten zu empfinden, daß sie, indem sie den Menschen ihre Freiheit absprechen, und dieselben in nichts, als Maschinen verwandeln, nicht nur alle Regeln der Moral, welche man für angeboren halten will, sondern auch alle andere, wie sie auch heißen mögen, aufheben, ohne denjenigen, welche nicht begreifen können, daß ein Gesetz einem andern, als einem freihandelnden Wesen zukommen könne, irgend eine Regel der Moralität übrig zu lassen. Auf diese Art, und nach

die-

diesen Grundsätzen ist man genöthigt, jedes Principium der Tugend aufzugeben, da man ohnmöglich die Moralität der Handlungen mit einer maschinenartigen Nothwendigkeit vereinigen kann.

15. Eben hatte ich diese Gedanken niedergeschrieben, als ich erfuhr, daß der Lord Herbert in seinem Werke, de Veritate, die vermeintlichen angeborenen moralischen Grundwahrheiten angegeben haben sollte. Ich eilte, ihn zu Rathe zu ziehen, indem ich hoffte, daß ein so geschickter Kopf Sachen vorgetragen haben müßte, die mir Genüge leisten, und meine Untersuchungen über diesen Punkt endigen dürften. Hier sind die Kennzeichen, (in dem Kapitel, wo er vom natürlichen Instinkt handelt S. 76. Ausgabe 1656) woran man nach seiner Meinung die allgemeinen Wahrheiten erkennen kann. 1, Sie gehen andern menschlichen Kenntnissen voran; (prioritas) 2, sie sind unabhängig; (independentia) 3, allgemein; (universalitas) 4, gewiß; (certitudo) 5, nothwendig; (necessitas) oder, wie er sich selbst erklärt, sie tragen zur Erhaltung des Menschen
bei

bei; 6, man giebt ihnen ohne Aufstand sogleich Beifall; (*modus conformationis, id est assensus nulla interposita mora.*) Und am Ende seiner kleinen Abhandlung von der Religion eines Laien, drückt er sich über diese angeborenen Principien Seite 3. also aus: Die allgemein angenommenen Wahrheiten sind in die Gränzen keiner Particularreligion eingeschlossen, denn da sie durch die Hand der Gottheit selbst in die Seele des Menschen geschrieben sind; so hängen sie auch von keiner geschriebenen, oder nicht geschriebenen Tradition ab. (*Adeo ut non uniuscuiusvis religionis confinio arctentur quae ubique vigent veritates. Sunt enim in ipsa mente coelitus descriptae, nullisque traditionibus sive scriptis, sive non scriptis obnoxiae.*) Und etwas weiter unten setzt er hinzu: unsere allgemeinen Wahrheiten, welche als unzweifelhafte Aussprüche Gottes in dem innern Gerichte unsrer Seele niedergeschrieben sind. (*veritates nostrae catholicae, quae tanquam indubia Dei effata, in foro interiori descriptae.*) Nachdem nun Herbert die Kennzeichen jener angeborenen Principien, oder allgemeinen Notionen angegeben und behauptet hat, daß sie durch die
Hand

Hand der Gottheit dem Menschen selbst in die Seele geschrieben sind; so führt er sie denn auch an, und faßt sie in folgenden fünf Hauptwahrheiten zusammen. 1, Es giebt ein höchstes göttliches Wesen. (*esse aliquod supremum numen.*) 2, Man muß dieses höchste göttliche Wesen verehren. (*numen illud coli debere.*) 3, Tugend mit Gottesfurcht verbunden ist der beste Dienst, den man der Gottheit leisten kann. (*virtutem cum pietate conjunctam optimam esse rationem cultus divini.*) 4, Man muß seine Sünden bereuen. (*resipiscendum esse a peccatis.*) 5, Es giebt Belohnungen oder Bestrafungen nach diesem Leben, je nachdem man edel oder schlecht gehandelt hat. (*dari praemium vel poenam post hanc vitam transactam.*) Ob ich gleich gern zugesteh, daß dieß alles evidente Wahrheiten und von der Beschaffenheit sind, daß kein vernünftiges Geschöpf, wenn sie richtig erklärt werden, ihnen seinen Beifall versagen wird; so glaub ich doch, daß der Verfasser bei weitem noch nicht dargethan hat, daß sie von Natur in die Seele und das Gewissen des Menschen eingegraben und also angeboren sind. Ich gründe mich auf einige Bemerkungen,

die ich mir über seine Hypothese zu machen die Freiheit genommen habe.

16. Zuerst merke ich an, daß diese fünf Sätze nicht allen Nationen gemein und unsern Seelen nicht durch die Hand der Gottheit eingegraben sind, oder es müßte überhaupt noch viel andere dergleichen Sätze geben, wenn man nur erst mit Grunde annehmen könnte, daß ein einziger auf solche Art uns eingeprägt sey. Denn es giebt nach den Regeln des Lord Herbert selbst noch andere Sätze, welche wenigstens eben so ein großes Recht auf einen ähnlichen Ursprung haben, z. B. die Sittenregel: handelt so, wie ihr wollt, daß andere gegen euch handeln sollen, — und vielleicht noch hundert andere, wenn man sich die Mühe geben wollte, sie aufzusuchen.

17. Zweitens kommen die Kennzeichen, welche er von einem angeborenem Princip angiebt, nicht jedem von den angeführten Sätzen zu. Das erste, zweite und dritte von jenen Kennzeichen passen zu keinem jener Sätze genau, und das erste, zweite, dritte, vierte und sechste harmoniren sehr schlecht mit dem dritten, vierten und fünften Satz. Ja man kann noch hinzu fügen, daß nach den Versicherungen der Geschichte nicht nur mehrere Menschen, sondern ganze Nationen einige von jenen Sätzen, oder vielmehr alle für zweifelhaft oder falsch halten.

Über

Aber dieß bei Seite gesetzt, so sehe ich nicht ein, wie man den dritten Satz: Tugend mit Gottesfurcht verbunden, ist die beste Verehrung, die man der Gottheit erweisen kann, zu den angeborenen Wahrheiten zu rechnen im Stande ist; — so schwer ist das Wort, Tugend, zu verstehen, so vielen Zweideutigkeiten ist seine Bedeutung unterworfen, und so viel ist über den dunkeln Begriff desselben schon gestritten worden. Und daraus erhellet denn, daß eine solche praktische Regel für das menschliche Leben wenig Nutzen haben, und daß sie eben deswegen nicht unter die Anzahl jener vorgegebenen praktischen Principien gerechnet werden kann.

18. Wir wollen einmahl den angeführten Satz nach dem Sinne, den er haben kann, betrachten; denn das, was ein Princip, oder einen Gemeinatz bestimmt und bestimmen muß, ist der Sinn des Satzes, und nicht der Ton der Ausdrücke, deren man sich zu seiner Darstellung bedient. Der Satz: die Tugend ist der beste Dienst, den man der Gottheit leisten kanu, heißt so viel: es ist ein Dienst, welcher der Gottheit am angenehmsten ist. Nimmt man nun das Wort Tugend in dem Sinne, welchen man ihm gemeiniglich giebt, nemlich für die Handlungen, welche nach den verschiedenen in verschiedenen Ländern herrschenden Meinungen für löblich gehalten werden; so fehlt sehr viel daran, daß dieser

Satz eine Evidenz haben sollte — er ist nicht einmahl wahr. Wenn man unter der Tugend die Handlungen begreift, welche mit dem Willen der Gottheit übereinstimmen, und mit der von ihm selbst vorgeschriebenen Regel, die der wahre und einzige Grund der Tugend ist, conform sind, indem man darunter das, was an sich gut und recht ist, versteht; so ist in diesem Sinn nichts wahrer und gewisser, als, daß die Tugend der beste Dienst ist, den man der Gottheit leisten kann. Aber dieser Satz wird im menschlichen Leben von keinem großen Nutzen seyn, weil er nichts anders bedeutet, als daß Gott einen Gefallen daran hat, wenn man das thut, was er befohlen hat; — eine Wahrheit, von welcher ein Mensch vollkommen überzeugt seyn kann, ohne zu wissen, was nur eigentlich Gott befohlen habe, so daß' er aus Mangel einer bestimmten Kenntniß endlich eben so weit von einer Regel oder einem Handlungsprincip entfernt ist, als wenn ihm jene Wahrheit ganz unbekannt wäre. Ich glaube auch, daß ein Satz, welcher nichts weiter in sich begreift, als daß Gott daran einen Gefallen hat, wenn man seine Befehle ausübt, von wenig Menschen für ein, der Seele eingepprägtes Moralsprincip angenommen werden dürfte, weil er, so wahr und gewiß er auch seyn mag, zu wenig Lehren in sich enthält, zu wenig sagt. Wer aber diesem Satz jenen Vorzug einräumen wollte, würde hundert andere Sätze als angeboren anzunehmen das Recht haben; denn es giebt ihrer noch viele, die noch kein Mensch unter die Classe angeborener Principien gesetzt hat, ob sie gleich eben so wohl, als angeführter Satz, dazu gehören könnten.

19. Der vierte Satz: jeder muß seine Sünden bereuen, ist nicht belehrender, so lange man noch nicht die Handlungen erklärt hat, die man Sünden nennt. Nimmt man das Wort Sünde, wie gewöhnlich, für alle Handlungen überhaupt, welche denen, die sie begeben, eine Bestrafung zuziehen; so wird ja uns dadurch kein wichtiges Moralprincip gegeben, wenn man uns sagt: daß wir uns über die Ausübung solcher Handlungen betrüben und das unterlassen müssen, was uns unglücklich macht, — wenn uns doch auf der andern Seite die einzelnen Handlungen nicht bekannt sind, welche uns unglücklich machen. Jener Satz ist gewiß sehr wahr, und zugleich sehr geschickt, denjenigen eingeprägt zu werden, bei welchen man die Kenntniß, welche Handlungen nun eigentlich in verschiedenen Umständen des Lebens Sünde sind, voraussetzen kann; — muß auch von allen, die diese Kenntniß erlangt haben, angenommen werden. Aber es ist unbegreiflich, daß dieser und vorhergehender Satz angeborene Principien, oder von einigem Nutzen seyn sollten, gesetzt daß sie auch angeboren wären, wenn nicht eben sowohl die genauen Gränzen aller Tugenden und aller Laster zugleich der Seele der Menschen eingegraben und eben so viel angeborne Principien sind, woran man aber, wie ich glaube, sehr zweifeln muß. Ich schliesse hieraus, daß es beinahe nicht möglich zu seyn scheint, daß die Gorttheit der Seele des Menschen solche in unbestimmten Ausdrücken enthaltene Sätze, als die von Tugend und Sünde, welche bei verschiedenen Menschen so verschiedene Bedeutungen haben, eingeprägt haben sollte.

Man kann, sag ich, nicht voraussetzen, daß diese Arten von Principien an gewisse Worte gebunden seyn können, indem sie meist aus allgemeinen Ausdrücken zusammengesetzt sind, die man nicht verstehen kann, ehe man nicht die besondern Begriffe kennt, die darin enthalten sind. Denn was die praktischen Beispiele betrifft, so kann man von ihnen nur vermöge der Kenntniß der Handlungen selbst ein richtiges Urtheil fällen; die Regeln aber, auf welche diese Handlungen gegründet sind, müssen von den Worten unabhängig seyn, und vor der Kenntniß der Sprache vorhergehen, so daß ein jeder Mensch diese Regeln kennen muß, welche Sprache er auch versteht, er mag ein Engländer, Britte oder Japaneser seyn, ja wenn er auch selbst, wie die Tauben und Stummen, gar keine Sprache und Wörter kennt. Wenn man dargethan haben wird, daß Menschen, die gar keine Sprache verstehen, die nicht vermittelst der Gesetze und Gebräuche ihres Landes gelernt haben, daß ein Theil des Gottesdienstes darin besteht, niemand zu tödten; nur Eine Frau zu haben; die Kinder nicht vor ihrer Geburt einzubringen; sie nicht auszusetzen; andern nicht ihr Eigenthum zu nehmen, so sehr wir es auch nöthig haben; — hingegen ihnen in ihren Nöthen beizustehen, und wenn man diese Regeln übertreten hat, darüber Reue und Bekümmerniß an den Tag zu legen; sich auch ernstlich zu entschließen, es nicht wieder zu thun, — wenn, sag ich, erwiesen ist, daß jene Leute alle diese Principien und tausend andere, die in den zwei Worten: Tugend und Laster begriffen sind, wirklich für Regeln ihrer Handlungen erkennen und

und annehmen; so würde man mit mehrerem Grund diese Regeln und andere ähnliche als Gemeinplätze und praktische Principien betrachten können. Dem allen ohnerachtet aber, gesetzt daß es auch wahr wäre, daß alle Menschen in gewissen moralischen Principien übereinstimmen könnten, würde doch dieser allgemeine Beifall, den man Wahrheiten gäbe, die man auch auf eine andere Art, als vermittelst eines natürlichen Eindruckes erlangen könnte, nicht wohl beweisen, daß diese Wahrheiten wirklich angeboren wären, und dieß ist alles, was ich behaupte.

20. Der Einwurf, den man zu machen gewohnt ist, würde hier auch von keiner Bedeutung seyn: daß nemlich die Gewohnheit, die Erziehung und die Meinungen derer überhaupt, mit welchen man umgeht, die angegebenen angeborenen Principien verdunkeln, und sie endlich ganz aus dem menschlichen Geiste austilgen können. Denn wenn diese Antwort richtig seyn soll; so zernichtet sie ja den Beweis, welchen man für die angeborenen Wahrheiten aus jenem allgemeinem Beifall herzuleiten pflegt, wenn sich nicht anders diese Leute einbilden, daß ihre Particulairmeinung, oder die ihrer Parthei, durch einen allgemeinen Beifall angenommen wird; — eine nicht seltene Einbildung derer, welche sich für die einzigen Schiedsrichter der Wahrheit und des Irrthums halten, und die Stimmen andrer Menschen für nichts achten. Das ganze Raisonnement dieser Leute gründet sich auf folgenden Schluß: Die Principien, welche das

J 4

ganze

ganze Menschengeschlecht für wahr erkennt, sind angeboren; diejenigen, welche Leute von gesunder Vernunft erkennen, werden von dem ganzen Menschengeschlecht zugegeben; wir und unsere Parthei sind Leute von gesundem Verstande; also sind unsere Principien angeboren. Eine artige Manier zu schließen, die gerade zur Unfehlbarkeit führt. Inzwischen würde es schwer zu begreifen seyn, wenn man nicht hiebei so schieß schlöße, wie es gewisse von den Menschen allgemein angenommene Principien geben könne, ob gleich kein einziges von diesen Principien vorhanden ist, daß die Gewohnheit und Erziehung nicht aus der Seele vieler Menschen ausgetilgt habe; was denn eben so viel gesagt ist: als daß alle Menschen diese Principien annehmen, daß aber auch einige sie verwerfen, und ihnen einen allgemeinen Beifall versagen. Und im Grunde würde die Voraussetzung solcher ersten Principien von keinem großen Nutzen für uns seyn. Denn diese Principien mögen nun angeboren, oder nicht angeboren seyn; so werden wir uns doch immer in der nemlichen Verlegenheit finden, wenn sie verändert, oder aus dem menschlichen Geiste durch irgend ein Mittel, wie z. B. durch den Willen unsrer Lehrer, und die Gesinnungen unsrer Freunde auslöscht werden können, und aller Anpreisung dieser ersten Principien und dieses angeborenen Lichts ohnerachtet, werden wir uns am Ende doch in einer eben so dicken Finsterniß, und in einer eben so großen Unwissenheit befinden, als wenn es gar kein dergleichen Licht gäbe. Es ist einerlei, keine Regel oder eine falsche haben, oder unter

verschiedenen und entgegengesetzten Regeln nicht zu bestimmen wissen, welches eigentlich die rechte sey. Die Anhänger angebortner Ideen mögen mir sagen, ob jene Grundwahrheiten durch Erziehung und Gewohnheit ausgelöscht oder nicht ausgelöscht werden können? Ist dieß letztere, so müssen wir sie bei allen Menschen antreffen, und sie müssen sich jedem Menschen insbesondere deutlich darstellen. Ist aber das erstere, können sie durch fremde Begriffe verändert werden; so müßten sie sich doch in ihrer größten Klarheit und Deutlichkeit zeigen, wenn wir sie an ihrer Quelle, ich meine, bei Kindern und Unwissenden betrachten, auf welche fremde Meinungen noch den wenigsten Eindruck gemacht haben. Was diese Leute für eine Parthei nun auch nehmen mögen; so werden sie doch deutlich sehen, daß die Sache durch ausgemachte Facta und eine fortwährende Erfahrung widerlegt wird.

21. Ich gestehe ohne Schwierigkeit zu, daß Menschen aus verschiedenen Ländern, von ganz verschiedenem Temperament und Erziehung eine große Menge Meinungen als erste und unerschütterliche Principien annehmen, obgleich sich mehrere darunter befinden, welche theils in Absicht ihrer Absurdität, theils in Absicht ihres Streits mit einander durchaus nicht wahr seyn können. So sehr sie aber auch mit der Vernunft streiten mögen, so werden sie doch in einigen Gegenden mit einer so hohen Achtung aufgenommen, daß Leute von einem sonst gesunden Verstande lieber ihr Leben und das Liebste, was sie haben, verlihren, als sie in Zweifel ziehen, oder ändern, dagegen zu streiten, erlauben würden.

22. So sonderbar dieß auch scheinen mag, so wird es doch durch die tägliche Erfahrung bewiesen, und man wird darüber nicht sehr erstaunen, wenn man bedenkt, wie stufenweise gewisse Lehren, die sich bloß auf den Aberglauben einer Amme, oder die Autorität eines alten Weibes gründen, mit der Zeit und durch die Uebereinstimmung der Nachbarn eben so viel Principien der Religion und Sittenschule werden können. Denn diejenigen, welche ihren Kindern, wie sie sagen, gute Grundlehren beizubringen suchen, (und es giebt wenige deren, welche sich nicht für sich selbst einen Vorrath von dergleichen Principien, als eben so viel Glaubensartikel angeschafft haben sollten) flößen ihnen solche Grundsätze ein, welche sie Zeitlebens behalten und bekennen sollen. Die Gemüther der Kinder, welche denn noch ohne alle Kenntniß, und gleichgültig gegen alle Arten von Meinungen sind, nehmen die Eindrücke, die man ihnen beibringen will, wie weißes Papier auf, worauf man schreiben kann, was man will. In diesen Lehren unterrichtet, werden sie nachher, sobald sie das zu verstehen anfangen, was man ihnen sagt, befestigt, und nehmen hierin mit dem Wachsthum ihres Alters; theils durch das öffentliche Bekenntniß, oder die stillschweigende Uebereinstimmung derjenigen, unter welchen sie leben; theils durch das Ansehen derjenigen, deren Weisheit, Wissenschaft, oder Gottesfurcht bekannt ist, und die nicht erlauben, daß man von diesen Lehren anders als von wahren Gründen der Religion und guter Sitten spricht, zu, — und hieraus sieht man, wie diese Arten von Principien endlich das Ansehen

unwi-

unwiderleglicher, evidenter und mit uns geborner Wahrheiten erhalten.

23. Hierzu kommt noch dieß, daß diejenigen, welche auf eine solche Art unterrichtet worden sind, wenn sie endlich bei einem vernünftigen Alter über sich selbst nachzudenken anfangen, und in ihrem Verstande nichts älterß, als diese Meinungen finden, die ihnen früher, als ihr Gedächtniß über ihre Handlungen ein Verzeichniß zu führen und die Anfänge ihrer Ideen aufzuzeichnen angefangen hat, — sich einbilden, daß diese Gedanken, davon sie in sich selbst nicht den ersten Anfang entdecken können, in der That Eindrücke der Gottheit und Natur, und nicht von andern erlernte Begriffe seyn müßten. Von dieser Einbildung eingenommen, bewahren sie diese Gedanken in ihrer Seele auf, und nehmen sie mit der nemlichen Ehrfurcht auf, als die meisten von ihren Eltern haben. Nicht weil sie von einem natürlichen Eindrücke herrühren, (denn in gewissen Gegenden, wo die Kinder auf eine andre Art erzogen sind, ist diese Ehrfurcht ihnen unbekannt;) sondern weil sie mit diesen Begriffen auferzogen sind, und sie nun für natürlich halten, indem sie sich der Zeit nicht mehr erinnern können, wo sie jene Ehrfurcht zuerst zu empfinden anfiengen.

24. Dieß wird uns sehr wahrscheinlich, und fast unvermeidlich vorkommen, wenn man die Natur des Menschen und die Einrichtung der Geschäfte des Lebens in Erwägung zieht. So wie die Dinge nun einmahl in dieser Welt eingerichtet sind, muß der größte Theil der Menschen fast alle seine Zeit zu Handarbeiten anwenden, damit er sich sein Brod verdient, und er würde

würde keine Ruhe des Geistes genießen können, wenn er nicht gewisse Grundwahrheiten für unzweifelhaft hielte, und sich gänzlich darauf gründete. Es giebt keinen Menschen von einem so oberflächigen und schwankenden Geiste, der sich nicht für gewisse Fundamentalsätze erklären sollte, worauf er seine Schlüsse stützt, und sie für Regeln des Wahren und Falschen, des Rechts und Unrechts hält. Einige haben nicht Geschick noch Muße genug, um sie zu untersuchen, andere werden aus Trägheit daran gehindert, noch andere stehen davon ab, weil man ihnen von ihrer Kindheit an gesagt hat, daß sie sich vor einer solchen Untersuchung wohl hüten sollten; so daß es mithin wenige Menschen giebt, welche nicht entweder die Unwissenheit, Schwäche des Geistes, Zerstreuungen, Trägheit, Erziehung oder Leichtsinns vermögen sollten, die Principien, welche man sie gelehrt hat, auf Glauben anderer, ohne alle Untersuchung, anzunehmen.

25. Dieß ist offenbar der Fall, worin sich alle Kinder und junge Leute befinden. Die Gewohnheit, welche mächtiger als die Natur ist, macht, daß sie alles, was jene einmahl der Seele eingeprägt und was diese mit völliger Ruhe angenommen hat, als eben so viel Orakelsprüche der Gottheit verehren. Man darf sich daher nicht wundern, wenn sie bei einem höhern Alter, wo sie entweder in die unvermeidlichen Geschäfte des Lebens verwickelt, oder zu Vergnügungen hingerissen sind, niemahls an eine Untersuchung der vorgefaßten Meinungen denken, vorzüglich wenn sie sich zum Grundsatz gemacht haben, daß man die Grundwahrheiten nicht in Zweifel ziehen dürfe. Aber vorausge-

setzt,

setzt, daß man auch zu einer solchen Untersuchung Zeit, Verstand und Neigung genug hat, wer wird muthig genug seyn, die Gründe aller seiner vergangenen Begriffe und Handlungen wankend zu machen; wer kann den quälenden und argwöhnischen Gedanken aushalten, daß man so lange getäuscht worden sey? Wie viel Menschen giebt es wohl, die Entschlossenheit und Festigkeit genug haben, sich die Vorwürfe ohne Furcht zu denken, womit man diejenigen belegt, die sich von den Meinungen ihres Landes, oder der Parthei, worin sie gehören sind, abzugehen wagen? Wo ist ein Mensch, der den Namen eines Zweiflers, Deisten und Atheisten, womit man ihn sogleich beehrt, wenn er bloß einige Zweifel gegen die gewöhnliche Meinung äußert, ruhig ertragen könnte? Noch mehr Kampf wird ihm jene Untersuchung kosten, wenn er wie die meisten Menschen glaubt, daß Gott selbst jene Grundwahrheiten in seine Seele zu einer Regel und Richtschnur aller seiner andern Meinungen eingegraben habe, und was kann ihn wohl abhalten, diese Principien für heilig zu halten, da er findet, daß es die ältesten aller seiner Gedanken sind, und von andern Menschen mit größter Ehrerbietung angenommen werden.

26. Man kann sich leicht vorstellen, wie es zugeht, daß die Menschen Götzenbilder anzubeten anfangen, die sie sich selbst geschaffen haben, daß sie den Ideen mit denen sie sich lange vertraut gemacht haben, leidenschaftlich nachhängen, Irrthümer und Absurditäten als göttliche Wahrheiten betrachten, und eifrige Anbeter von Affen und goldenen Kälbern, ich meine
 von

von leeren und lächerlichen Meinungen werden; sie mit einer unumschränkten Hochachtung betrachten, daß sich darüber streiten, darüber Krieg führen, und das Leben für sie lassen.

— quum solos credat habendos

Esse Deos, quos ipse colir:

Iuv, Sat. XV. v. 37. 38.

„Jeder glaubt, daß seine Götter allein der Anbetung der Menschen würdig wären.“ Die Kräfte des Denkens, wovon man täglich, obgleich täglich ohne Vorsicht, Gebrauch macht, können aus Mangel einer gehörigen Grundlage und Stütze bei den meisten Menschen nicht in Thätigkeit gesetzt werden. Entweder entdecken die Menschen aus Trägheit, oder Zerstreuung, die wahren Principien der Erkenntniß nicht; oder können sie aus Mangel der Zeit, der Unterstützung, oder aus andern Ursachen nicht bis an ihrer Quelle auffuchen. Es ist daher ganz natürlich und fast unvermeidlich, daß sich diese Leute an gewisse Principien halten, und auf Glauben von andern annehmen, und weil sich andere Dinge daraus beweisen lassen, sie weiter Keines Beweises selbst für benöthigt halten. Oder hat jemand einmahl in seinen Geist einige von jenen Principien aufgenommen, betrachtet er sie mit allem Respect, womit man solche Wahrheiten zu betrachten gewohnt ist, das heißt, daß er sie nicht einmahl zu untersuchen wagt sondern sie glauben muß; so kann man durch die Erziehung, oder Landesgewohnheiten vermocht werden, die größten Ungereimtheiten von der Welt als angeborne Principien anzunehmen, und kann, weil man die Augen immer
nur

nur auf ein Object richtete, so verblendet werden, wirkliche Ungeheuer, die man ins Gehirn hineingezwungen hat, für Bilder der Gottheit und Werke ihrer eigenen Hände zu halten.

27. Aus diesem unmerklichen Fortschritt läßt sich nun leicht einsehen, wie es bei dieser großen Verschiedenheit gerade entgegengesetzter Principien, welche Menschen von allen Gattungen und Ständen annehmen und als unwiderleglich vertheidigen, so viel geben kann, die man für angeboren hält. Wenn jemand läugnen wollte, daß dieß das Mittel sey, wodurch die meisten Menschen sich von der Wahrheit und Evidenz ihrer Principien versichern, der würde es schwerlich auf eine andre Art erklären können, wie Menschen gerade entgegengesetzte Meinungen annehmen, glauben, mit größter Zuversicht behaupten und bereit seyn können, für die meisten ihr Leben zu lassen. Und im Grunde, wenn es ein Vorrecht angeborener Wahrheiten ist, auf ihre bloße Autorität ohne Untersuchung angenommen zu werden; so weiß ich nicht, was man nicht glauben kann und wie die Principien, die sich ein jeder gewählt hat, in Zweifel gezogen werden können. Wenn man aber sagt: daß man die Principien untersuchen könne, untersuchen und gleichsam auf die Probe stellen müsse: so möchte ich gerne wissen, wie man ~~man~~ wirklich jene angeborenen Grundwahrheiten prüfen könne; wenigstens darf ich doch wohl fragen, an welchen Merkmalen und Charakteren man jene wahren Principien, jene angeborenen Grundwahrheiten von denen, die es nicht sind, unterscheiden sollte, damit ich bei der großen Anzahl der Principien, denen man dieß Vorrecht eingestehet, und bei
einer

einer so wichtigen Sache vor allem Irrthum sicher sey? Ist dieses; so würde ich gleich bereit seyn, diese vortreflichen Sätze mit Freuden anzunehmen, da sie von einem sehr großen Nutzen seyn müssen. So lange dies aber nicht geschieht; so habe ich auch das Recht, an allen angeborenen Principien zu zweifeln, weil ich befürchte, daß der allgemeine Beyfall, den man bisher als das einzige Kennzeichen angeborener Wahrheiten angesehen hat, kein sichres Merkmal ist, um mich zu bestimmen, und von dem Daseyn irgend eines angeborenen Principis zu überzeugen. — Aus allem, was ich bisher gesagt habe, leuchtet nach meiner Meinung deutlich hervor, daß es kein praktisches Princip giebt, worinn alle Menschen übereinkommen, daß folglich kein dergleichen Princip uns wirklich angeboren seyn kann.

Ende des zweiten Stücks.

